JUN 2 1958

ZEIT-WENDE

die neue furche

HERAUSGEGEBEN VON WOLFGANG BÖHME · OTTO GRÜNDLER
FRIEDRICH LANGENFASS · EBERHARD MÜLLER · RUDOLF ALEXANDER
SCHRÖDER UND REINOLD VON THADDEN-TRIEGLAFF

AUS DEM INHALT

ULLRICH GOTTHELF FICK — VERKAUF IM WOHNZIMMER

ADOLF KÖBERLE — WUNDER ODER SCHARLATANERIE?

FRIEDRICH MÄRKEL — GOTTFRIED BENN UND DER EUROPÄISCHE NIHILISMUS

HANS BOHNENKAMP — DIE SCHULE IN DER INDUSTRIELLEN GESELLSCHAFT

BRUNO POHL — DIE FRAU IM TECHNISCHEN ZEITALTER

5 XXIX. JAHRGANG
MAI 1958

PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY

VERLAG SONNTAGSBLATT · VERLAGSORT HAMBURG

INHALT

Ulrich Gotthelf Fick: Verkauf im Wohnzimmer 289
Johannes Viebig: Nehmet hin den heiligen Geist 297
Adolf Köberle: Wunder oder Scharlatanerie? 298
Friedrich Märkel: Gottfried Benn und der europäische Nihilismus . 308
Marie Luise Kaschnitz: Gedichte 323

Kommentare

Hans Bohnenkamp: Die Schule in der industriellen Gesellschaft . . 326

Stimmen von draußen

Autorität und Demokratie in Frankreich 335
Die Kirchenvögel 337
Visionär der zeitgenössischen Kunst 338

Bücher

Chemie der Visionen 340
Natur und Glaube 342
Deutsche Ostforschung 343
Frühmittelalterliche Buchmalerei 345
Innerer Monolog 346
Eine bittere Jugend 348
Menetekel 349
„Woran wir sterben, nicht am Tod allein ..." 351

Berichte 352

Randbemerkungen

Die Frau im technischen Zeitalter 356
Der Sturm auf dem Meere 359
Zwiesprache 360

Bildbeilage

Herbert Heinisch: Der Sturm auf dem Meere 320

Schriftleitung: Dr. Otto Gründler, München 45, Salbeistraße 15, Fernruf 36 29 26;
Dr. Wolfgang Böhme, Frankfurt a. M., Reuterweg 34, Fernruf 55 88 70

Verlag Sonntagsblatt G. m. b. H., Hamburg 13, Mittelweg 111, Fernruf-Sammelnr. 44 55 21
Mitglied des Gemeinschaftswerks der evangelischen Presse

Druck: Flensburger Druckerei, Flensburg, Nikolaistraße 7

Die „Zeitwende" kann über jede Buchhandlung, durch Bestellung beim zuständigen Zustellpostamt oder direkt vom Verlag bezogen werden. Einzelheft 2,20 DM; Vierteljahresabonnement 6,– DM zuzüglich Zustellgebühr.

Konten: Zeitwende im Verlag Sonntagsblatt; Postscheck: Hamburg 16 40 80; Bank: Hamburger Sparcasse von 1827; Girokonto 42 471.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Haftung übernommen; Rückporto ist beizufügen. Unverlangte Rezensionsexemplare werden nicht zurückgesandt.

ZEITWENDE · DIE NEUE FURCHE

29. JAHRGANG / HEFT 5 MAI 1958

Verkauf im Wohnzimmer

Zur Debatte über ein neues Werbefernseh-Sendernetz in Deutschland

„Ein wachsender Verbrauch ist die Quelle unseres Wohlstandes. Werbung im Fernsehen bietet die Möglichkeit, Bedürfnisse zu wecken und zu befriedigen, den Verbraucher durch Darstellung und Erläuterung über die Verwendungsmöglichkeiten, den richtigen Gebrauch und andere für seine Kaufentscheidungen wichtigen Einzelheiten zu unterrichten."

Aus der Denkschrift des Deutschen Markenverbandes

Wer das Fernsehen für eines jener Danaergeschenke eines technischen Zeitalters hält, derer man sich nur erwehren kann, wenn man sie überhaupt nicht annimmt — und etliche Leser der „Zeitwende" werden dieser Meinung sein —, den wird die Mitteilung, man verhandle in Deutschland zur Zeit über ein zweites Fernseh - Sendernetz auf Werbebasis, nicht sehr erregen. Ob sich nun in den Bilderregen, der Tag um Tag über den Bildschirm rieselt, auch noch Werbung mischt — ob man künftig zwischen dem Programm der Rundfunkanstalten und dem einer neuen, freiwirtschaftlichen Sendegesellschaft wählen kann —, was macht das aus? Überflutung mit diesem oder jenem: ist das nicht gleichgültig?

Es ist nicht gleichgültig. Heute sind in der Bundesrepublik und Westberlin schon weit über eine Million Fernsehgeräte zugelassen; jede Woche kommen Tausende hinzu. Das heißt, daß jeden Abend Millionen von Zuschauern das Fernsehprogramm betrachten. Fast immer sind es rund zwei Millionen, oft drei, manchmal mehr. Es wäre unverantwortlich gedacht, sollte es uns gleichgültig sein, *wer* da ins Haus kommt: welcher Geist, welche Absichten, welche Inhalte das Programm formen, welche Informationen darin gegeben, welche Leitbilder dadurch geprägt werden. Darum kann die Öffentlichkeit sich nicht intensiv genug mit der Frage befassen, wie denn nun dieses zweite Fernsehprogramm in Deutschland beschaffen sein solle und könne. Sie ist deshalb so wichtig, weil das publizistische Mittel, um das es geht, so umfassend, so wirksam, so eindringlich — und darum so anfällig ist für jede Art des Mißbrauchs.

Die Diskussion über das zweite Fernseh-Sendernetz beschäftigt die deutsche Öffentlichkeit — in verschiedenen Graden der Heftigkeit und der Lautstärke — seit rund einem Jahr. Absichten, Pläne, Ent-

würfe, Besprechungen gab es selbstverständlich schon vorher. Sie kamen zum Vorschein, als die Arbeitsgemeinschaft der westdeutschen Rundfunkanstalten — in der sich die acht Sender zusammengeschlossen haben — im vergangenen Jahr bei der Bundespost den Antrag stellte, für ein zweites Programm, das sie vorbereiten wollte, die entsprechenden Wellen (genau: Band IV und V im UKW-Bereich) zu erhalten. Das Bundespostministerium erwies sich diesem Antrag gegenüber als bemerkenswert harthörig, was eine Zeit lang befremdlich erschien, bis eine vieldiskutierte Meldung von United Press verlauten ließ, die Post verhandle mit der Wirtschaft: sie habe vor, gegebenenfalls eigene Fernseh-Sender zu errichten und mit Hilfe freier Programmgesellschaften (auf den Bändern IV und V) eigene Sendungen zu verbreiten, die durch eingestreute Werbung finanziert werden sollten.

Diese Meldung rief erklärlicherweise alle diejenigen auf den Plan, in deren Händen das Fernsehen in unserem Lande gelegen hatte. Aber nicht nur sie. Die Kirchen meldeten sich zu Wort und warnten. Die Parteien ergriffen Partei. Ende Februar dieses Jahres wurde das Problem im Bundestag diskutiert. Die Regierungskoalition setzte sich für ein freiwirtschaftliches Sendernetz ein. Die Opposition sprach dagegen. Eine Entscheidung fiel nicht. Bei einer Tagung der „Evangelischen Akademie für Rundfunk und Fernsehen", die Mitte März in Bad Boll stattfand, traten die beiden Gruppen, die sich gebildet hatten, einander gegenüber. An Schärfe ließ die Aussprache nichts zu wünschen übrig, an Deutlichkeit vieles. Man trennte sich, ohne sich geeinigt zu haben. Immerhin hatte man sich angehört. Unüberhörbar war der Entschluß, den die Befürworter des Werbefernsehens aussprachen und den die Gegner schweigend anhörten: daß die Streitfrage rasch — d. h. noch innerhalb dieser Legislaturperiode des Bundestages — entschieden werden solle und müsse.

Die Entwürfe

Was ist dabei zu entscheiden? Die Rundfunkanstalten sagen etwa: Gewiß, ein *zweites Programm* muß sein. Der Hörer muß die Möglichkeit zur Auswahl haben. Laßt uns ein wenig Zeit; wir haben ja erst angefangen. Wir sind in zwei Jahren in der Lage (bis dahin werden auch die technischen Voraussetzungen von der Bundespost geschaffen sein), ein zweites Programm zu produzieren. Das soll einen *Kontrast* zum ersten Programm darstellen. Es wird schwer sein müssen, wenn das erste leicht ist, unterhaltend, wenn das erste belehrend ist. Man wird manche gute Sendung im zweiten Programm wiederholen können, „versetzt", wie man sagt, unter dem Gesichtspunkt des Kontrastes. Denn nur so wird eine wirkliche Auswahl zustande kommen.

Die Gegenseite, die Widerspruch dagegen erhebt, wird repräsentiert durch die „Studiengesellschaft für Funk- und Fernsehwerbung", in der die Spitzenverbände der Industrie sich getroffen haben. Manchen mag die trockene Aufzählung der beteiligten Verbände interessieren. Es sind: der Bundesverband der Deutschen Industrie, der Deutsche Industrie- und Handelstag, der Deutsche Markenverband, der Verband Deutscher Zeitungsverleger, die Gesellschaft der Werbeagenturen, der Verband deutscher Werbungsmittler und Werbeagenturen e. V. Diese Gruppe hat, wie die Bundestags-

debatte zeigte, die Zustimmung und Unterstützung der Regierungskoalition gewonnen.

Hier hören wir: Jawohl, ein zweites Programm! Aber keines, das die Rundfunkanstalten produzieren! „Wir wollen unsren zweiten Anzug nicht von der gleichen Stange kaufen!" Ein *zweites Sendernetz* ist nötig, ein von den Rundfunkanstalten unabhängiges neues System. Nur so kann Wettbewerb sein. Wettbewerb aber belebt. Auch dem bisherigen Fernsehen wird diese Konkurrenz gut tun, denn es muß sich dann etwas Neues einfallen lassen. In dem Programm, das dieses zweite Netz macht und sendet, sollen keineswegs nur Werbedurchsagen gemacht werden, sondern ein populäres, sauberes, gutes, ernstzunehmendes Programm „für die Familie in ihrem Heim", das höchstens zehn Prozent seiner Sendezeit für Werbung verwendet und im übrigen dem bisherigen Fernsehen auf dessen Gebiet Konkurrenz macht: bessere Fernsehspiele, bessere Unterhaltungssendungen, bessere aktuelle Sendungen ... Nur so wird eine wirkliche Auswahl zustandekommen.

Vergleich mit dem Ausland

Es läßt sich nicht vermeiden, daß bei dem Stichwort „Werbefernsehen" Eindrücke von Fernsehprogrammen der *USA* in den Gedankengang einspringen: Erinnerungen an aufdringliche Werbesendungen, die durch die Ritzen des Programms sickern wie eine klebrige Flüssigkeit. Mit gelindem Grausen denkt man an Fernsehberichte vom Kriegsschauplatz in Korea, wo sich zwischen Stoßtrupp und Hubschraubereinsatz ein herausfordernd lächelndes Mädchen einnistete, das sinnigerweise für „Lucky Strike"-Zigaretten warb. Nach einer Arie von der Sängerin höchstselbst empfehlend hochgehaltene Hautcreme-Schachteln oder Hustenpastillen sind kaum erträglicher. Über die Folgen eines freien Wettbewerbs auf dem Gebiet der Aufforderung zum erhöhten Konsum, über die Geschmacksentgleisungen, über das Anreißen mit krassen Schocks, mit Gags, mit billigen Tricks, über die Nivellierung und Atomisierung des Programmes, die eine solche Organisation des Rundfunks und Fernsehens hervorruft, wäre viel zu sagen.

Selbstverständlich muß — und das ist hier wichtig —, wenn es sich bei der Beschäftigung mit diesen publizistischen Mitteln zuerst und zumeist um ein gutes Geschäft handelt, die Sendezeit *ausgeweitet* werden, so weit es nur geht. Die amerikanischen Fernsehsender haben ein tägliches Programm von durchschnittlich 17 Stunden. Davon sind 20 % Werbung. Amerikanische Schulkinder führen sich dieses Programm im Durchschnitt täglich fünf Stunden, ihre Mütter über vier Stunden lang zu Gemüte. Es ist einigermaßen beruhigend, sich klarzumachen, daß das deutsche Fernsehen bis jetzt nur rund vier Stunden täglich sendet.

Die Nachahmung dieser amerikanischen Programme ist von den Befürwortern des Werbefernsehens in Deutschland glücklicherweise nicht geplant. Das große Vorbild für die deutschen Entwürfe ist *England*. Die „gute, alte" BBC (die British Broadcasting Corporation, die es in England seit den Anfängen des Rundfunks als die eine, staatlich lizenzierte Rundfunkgesellschaft gibt —: wer erinnerte sich nicht des Klopfzeichens zu Beginn der heimlich abgehörten Sendungen während des Dritten Reiches!) ist nicht allein geblieben. Seit 1954 gibt es neben ihr die ITA (Independent Television Authority), die keineswegs ein privat-

wirtschaftliches Unternehmen, sondern eine kontrollierte öffentlich-rechtliche Anstalt auf der finanziellen Basis von Werbesendungen ist. Sie nimmt nur 10% Werbung in ihr Programm auf. Diese Konkurrenz, so hört man, habe belebend auf die BBC gewirkt. Die demokratische Meinungsbildung profitierte davon, daß sich zwei voneinander unabhängige Fernsehsysteme gegenüberstehen. Wo die englische Bevölkerung die Auswahl zwischen BBC und ITA habe (der technische Aufbau läßt sich nicht von heute auf morgen bewerkstelligen), bevorzuge sie zu 70 % die Programme der ITA.

Das deutsche Werbefernsehen will sich im wesentlichen an der Organisation der ITA orientieren. Es hat den Plan einer zweiten Fernsehanstalt auf Bundesebene entwickelt, die dem Fernsehen der Rundfunkanstalten die monatlichen Gebühren — also die 5 DMark des Zuschauers — nicht streitig macht. Als „unabhängiges", „privates" Fernsehen soll es dem öffentlich-rechtlichen Fernsehen gegenüberstehen. Ein Gremium führender Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens soll es überwachen. Mit der ganzen Breite des Lebens soll es sich befassen, für die ganze Breite der Zuschauerschaft bestimmt sein.

Die Prognosen

Die Meinung derer, die bisher mit dem Fernsehen zu tun hatten, und vieler, die etwas davon verstehen, ist große Skepsis und klare Ablehnung diesem Plan gegenüber. Von einem „privaten" Fernsehen könne nicht die Rede sein: finanziert werde es ja von der Industrie, lizenziert vom Staat. „Unabhängig" sei es auch nicht, denn es sei ja auf die Einkünfte aus der Werbung angewiesen. Zu einem kontrastierenden zweiten Programm komme es auf diese Weise nicht, denn zu bestimmten Programmzeiten würden beide Netze Programme genau der gleichen Art bringen: leichte Unterhaltung am Samstagabend! Werbende Firmen müßten an einem möglichst breiten Zuschauerkreis interessiert sein. Darum könne das Programm nie anders als populär, d. h. leicht eingänglich und recht freundlich sein, müsse bringen, was gewünscht wird, und unangenehme Themen geflissentlich vermeiden. Die Werbung als finanzielle Basis werde eine ständige Ausweitung der Sendezeiten mit sich bringen. Damit gehe eine Senkung des Niveaus in eins, denn das kulturelle und künstlerische Volumen unsres Landes sei begrenzt . . .

Dabei war noch gar nicht von den ökonomischen Folgen die Rede, die man absehen zu können meint, wenn eine wirtschaftliche Gruppe ein Werbemittel von solcher Eindringlichkeit in die Hand bekommt: Zurückdrängung der Klein- und Mittelbetriebe, die sich an einer so kostspieligen Werbung nicht mehr beteiligen können? Unangreifbarkeit der Preispolitik bei den Markenartikeln? Vorstoß der Versandgeschäfte? Nachteil des Einzelhandels?

Wollte sich endlich die Regierung mit politischen Sendungen an diesem neuen Netz beteiligen (und warum sollte sie es nicht wollen?), so hätte ein neues Instrument der politisch-wirtschaftlichen Meinungsbildung einen Brückenkopf in jedem Haus, in dem ein Fernsehempfänger steht. Sein Einfluß wäre gewaltig.

An Entgegnungen auf diese Voraussagen fehlt es nicht. Die Freunde des Werbe-Fernsehnetzes sehen die freiheitliche Demokratie durch das seitherige „Monopol" der Rundfunkanstalten gefährdet (obwohl die Ländergesetze und Staatsverträge, durch die nach 1945 die Stellung der Rundfunkanstalten und ihre

Überwachung durch unabhängige Gremien festgelegt wurde, ganz bewußt gerade durch die Absicht bestimmt sind, die Unabhängigkeit des Rundfunks gegenüber dem Staat und seinen Regierungen sowie der jeweiligen Regierungspartei oder -koalition zu wahren). Man erhofft vom Werbefernsehen eine Versorgung des Zuschauers mit guter Unterhaltung, mit wichtiger Information, und eine Hebung des Programmniveaus in beiden Netzen.

Der „publizistische Glaube"

An dieser Stelle wird der Bericht zur Stellungnahme. Denn wenn man das Gegeneinander der beiden Entwürfe wachsam betrachtet, dann kann es einem nicht entgehen, daß von Befürwortern wie Gegnern des neuen Netzes Voraussetzungen gemacht werden, die noch zu untersuchen sind. Wie Glaubenssätze, hinter die man nicht zurück kann, stehen einige Prämissen graniten in der Diskussion. Zwei davon seien hier genannt.

Die eine läßt sich so formulieren: „Ein zweites Programm ist notwendig, denn nur so hat der Hörer die Möglichkeit zur Auswahl." Im Ton des anspornenden Vorwurfs wird darauf hingewiesen, daß auf den Bildschirmen in großen Städten Amerikas die Programme von sieben verschiedenen Stationen zu empfangen seien. Auch bei uns habe der Zuschauer ein Recht auf Auswahl. Es ist, als verlängere sich das Gesetz des Wirtschaftswunders auch in diesen Streitfall. Wo die möglichst komplette *Ausstattung* zum Leitbild geworden ist, müssen auch die publizistischen Mittel dieser Bemühung dienen. Jederzeit muß alles Verschiedene präsent sein.

Die Mitarbeiter der Fernsehstudios sagen es auch, allerdings behutsamer: Ja, ein zweites Programm muß sein . . . Noch nirgends wurde jedoch der einfache Gedanke geäußert, daß der Zuschauer heute schon die Wahl hat, zuzuschauen oder nicht zuzuschauen. Er hat die Wahl zwischen Rundfunk und Fernsehen, zwischen Theater, Kino, Buch, Gespräch, Geselligkeit, Schlaf und Fernsehen. Die Auswahl ist nicht erst dort garantiert, wo man zwischen zwei Programmen wählen kann, sondern wo man zwischen Benutzung und Nicht-Benutzung dieses Apparates zu unterscheiden gelernt hat. Verantwortungsbewußte Fernseh-Publizisten wünschen sich keinen permanenten Zuschauer, wie er der Werbung als ideales Gegenüber vorschweben mag, also keinen Zuschauer, der Abend für Abend, Stunde für Stunde vor dem Fernsehschirm sitzt. Das ist ja eben das Bemerkenswerte am Angebot des Rundfunks und des Fernsehens, daß es vielerlei zur freien Auswahl zur Verfügung stellt, daß Sendungen für Minderheiten produziert werden können und daß die Auswahl des einzelnen entscheidet, was Rundfunk und Fernsehen für ihn sind. Die menschliche Verwendung dieser publizistischen Mittel beginnt erst dort, wo man aus dem Verschiedenen das jetzt eben Passende sparsam auszuwählen versteht.

Das ist natürlich kein Argument gegen ein zweites Programm. Immerhin bietet aber auch schon das heutige Programm dem, der aussuchen kann, so viel, daß die stetige Weiterentwicklung nicht einem hektischen Konkurrenzbetrieb geopfert werden müßte. Wie ist das mit den sieben Programmen in der Stadt New York? Wer sie sich zugemutet hat, der versteht den Amerikaner, der an seinem Apparat von Kanal zu Kanal schaltet und schließlich sagt: „Ach, es ist doch alles dasselbe! Schluß . . ."

Die zweite „freundliche Vision", die gegen den Widerspruch der Fernsehleute ins Feld geführt wird, und die den Vorwurf, sie sei eine Legende, bis jetzt noch nicht durch sachliche Angaben entkräftet hat, lautet folgendermaßen: „Ein neues Sendernetz wird neue Mitarbeiter finden". Das Memorandum des Markenartikel-Verbandes formuliert: „Eine Fülle guter Kräfte steht heute abseits, weil sie sich mit dem Regime und der Personalpolitik des öffentlich-rechtlichen Fernsehens nicht befreunden kann." Wo steht diese Fülle? In welchen Katakomben stecken die künstlerisch befähigten, technisch ausgebildeten Mitarbeiter, die im Fernsehen bis heute nicht zum Zug gekommen sind? Dr. Gerhard Eckert, der die Programmpläne des deutschen Werbefernsehens in Bad Boll vortrug, forderte „mehr originale Fernsehspiele". Wer wird sie ihm schreiben? „Talent und Originalität sind Mangelware", sagte ein Fernsehdirektor. Er muß es wissen: er sieht, wie Schauspieler von der Bühne geholt und — noch unabgeschminkt — mit dem Flugzeug zur Sendung ins Fernsehstudio gebracht werden. Er kann die Conferenciers an einer Hand abzählen, denen man ein Abendprogramm anvertrauen kann, ohne daß es ins Platte oder Zotige abgleitet. Deutschsprachige Kabaretts, die eine Fernsehsendung lohnen, sind selten. Fernsehgeeignete Kommentatoren, Artisten, Geistliche, fernseherfahrene Autoren, Dramaturgen und Regisseure sind nicht so sehr viele da.

Daß eine geheime Elite in Deutschland auf ihre Chance (beim Werbefernsehen!) warte, ist ein Märchen, das fleißig von denen weitererzählt wird, die ihre Manuskripte zurückerhalten haben. Das „kulturelle Volumen" unsres Landes *ist* begrenzt. In den Katakomben stecken allenfalls jene Blut- und Boden-Literaten, jene Sänger des ‚Volks ohne Raum', die seit 1945 mit Recht nicht mehr sehr weit zu hören sind. So viele Dinge, die sich anzusehen lohnte, und die sich überdies für das Fernsehbild eignen, gibt es gar nicht, daß man stundenlange Programme zweier konkurrierender Sender darauf stellen könnte. Die Basis trägt zwei solche Aufbauten nicht.

Die Gefahr

Wenn der Druck der Wirtschaft und das Gefallen der Bundespost an eigenen Sendern so stark sind, daß alle Warnrufe nichts nützen, so wird in den Studios der große Mitarbeiterfang einsetzen: gut ausgebildete Fachkräfte der Rundfunkanstalten werden vom Werbefernsehen durch höhere Gehälter und Gagen herübergekauft werden. Der Tanz um die Star-Gagen wird beginnen. Die Sendungen werden sich verteuern. Zugleich wird die Sendezeit sich ausweiten. Das Programm wird dadurch notwendig dünner und flacher werden. Die Gefahr besteht, daß das Fernsehen eine bewegte, akustisch unterlegte „Bild"-Zeitung wird, die dem Zuschauer genau das gibt, was des Zuschauers ist. Die volkswirtschaftlichen und politischen Folgen können hier nicht einmal angedeutet werden.

Reden wir noch einmal vom Empfänger: ihm zuliebe, heißt es, veranstaltet man das ja alles . . . Sicher ist, daß ihm in Zukunft der *Mißbrauch* des Fernsehens noch leichter gemacht wird. Noch selbstverständlicher wird er den Apparat als Alleinunterhalter betrachten, die Sendungen als Narkotikum verwenden können. Heute stößt er doch wenigstens noch dann und wann auf eine Sendung, die nicht für ihn ist, und für die er doch nicht gleichzeitig einen Ersatz bekommt. Da es wahr

ist, daß die Grenze zwischen Gift und Arznei in der Dosierung liegt, wird das Fernsehen mit jeder Anreicherung der möglichen Dosen giftiger — von der suggestiven, unterschwelligen Wirkung der Werbung gar nicht zu reden.

Wachsam muß uns vor allem eine Beobachtung machen: In den Befürwortern des Werbefernsehens hat sich eine Gruppe von Interessenten getroffen, denen es im Grunde gar nicht darum geht, gutes Fernsehen zu machen. Am Fernsehen sind sie nur als an einem Mittel zum Zweck interessiert: die Wirtschaft will, was ganz selbstverständlich ist, verkaufen. Die Zeitungsverleger wollen sich rechtzeitig an einer neuen Form der Publizistik beteiligen, denn eine Rückwirkung des Fernsehens auf die Zeitungen steht ja zu erwarten. Die Regierungskoalition möchte ihre Politik dem ganzen Volk plausibel machen, um sie fortsetzen zu können. Das ist alles verständlich und reell. So ist es gar nicht nötig, daß man sich mit so ergreifender Besorgnis um den Zuschauer und um sein Wohl kümmert. Sie sagen: „Das Programm muß besser werden, der Zuschauer hat ein Recht auf sein zweites Programm — und, da das nun einmal finanziert werden muß, richtig: da gibt es ja die Möglichkeit der Werbung . . ." Kann es ihm wohl sein, dem Zuschauer, wenn er sich plötzlich als den Mittelpunkt und Gegenstand so selbstloser Überlegungen erkennt?

Die Konzeption der Bundespost ist deutlich. In ihren Plänen schlägt die Struktur des Rundfunks in der Weimarer Republik (sozusagen von der Unterlage her) durch. Von den Anfängen des Rundfunks in Deutschland bis 1933 (und darüber hinaus) hatte die Reichspost und damit das Reich mehr im Rundfunk zu bestimmen, als man ihnen nach 1945 zubilligen wollte. Es wäre ein Fehler, die Neuansätze des deutschen Rundfunks seit 1945 restaurativ umbiegen zu wollen. Denn so rasch soll nicht vergessen werden, daß der deutsche Rundfunk im Jahre 1933 keineswegs von Goebbels politisch vergewaltigt werden mußte, um ihm ein williges und wirksames Werkzeug der politischen Massenlenkung abzugeben: er stand schon dafür bereit, und der totalitäre Anspruch des Staates hatte eine bereits geschaffene Position nur zu besetzen und auszunutzen. „Frei" und „unabhängig" waren die Rundfunkanstalten — und mit ihnen das deutsche Fernsehen — in den Ländergesetzen unmittelbar nach 1945 entworfen. Diese Organisation hat sich im ganzen bewährt. Sie hat auf alle Fälle nicht so versagt, daß sie durch ein völlig neues Sendersystem, das sich — im Gegensatz zu ihr — „frei" und „unabhängig" nennt, durchbrochen werden sollte.

Die juristischen Gutachten gehen so weit auseinander wie die Meinungen für und wider das Werbefernsehen. Der Bund betrachtet Rundfunk und Fernsehen als „Fernmeldewesen" und ordnet sie in das Fernmeldegesetz und damit in seine Zuständigkeit ein. Die Länder sehen Rundfunk und Fernsehen als Kulturträger an und wollen sie deshalb aus ihrer Kulturhoheit nicht herausgelöst sehen. Das Bundesverfassungsgericht wird es schwer haben, wenn es diesen Streit entscheiden soll.

Solange es noch Zeit ist, sollten die Rundfunkanstalten alles tun, um die Fehler zu beseitigen, die man ihnen heute so bitter vorwirft. Daß es diese Fehler gibt, ist offenkundig. Ein übertriebener Föderalismus, ein lokalpatriotisches Pochen auf die Selbständigkeit der einzelnen Sender haben bis heute eine gemeinsame Programmplanung verhindert. Der Koordinator, der die Angebote der verschiedenen Sender zu einem halbwegs ausgewogenen Programm zusammenzubauen hat, steht vor einer kaum lösbaren Aufgabe. Die prozentuale Verteilung des Programms auf die einzelnen Studios

ist überholungsbedürftig, ein Finanzausgleich zwischen den reichen und den armen Sendern dringend nötig.

Sicher ist, daß es ein Fehler der Rundfunkanstalten war, das Werbefernsehen in ihre eigenen Programme überhaupt aufzunehmen. Der bayerische Rundfunk hat im November 1956 damit den Anfang gemacht, andere sind ihm gefolgt, andere werden folgen. Man hat sich ungern dazu entschlossen, um der drängenden Wirtschaft entgegenzukommen, um ihr den Wind aus den Segeln zu nehmen, um „von zwei Übeln das kleinere zu wählen" (Intendant Dr. Hilpert, NDR Hamburg). Heute hätten die Rundfunkanstalten eine ganz andere Verhandlungsposition, hätten sie ihre Stationen der Werbung von Anfang an und ganz konsequent verschlossen. Ihr Entgegenkommen ist nun zu einem Argument der Gegenseite geworden: „Da sieht man es ja, daß man im Fernsehen Werbung machen kann, wenn sich die (so seriösen) öffentlich-rechtlichen Anstalten nicht zu gut dafür sind . . !" Die Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten wird ihre Situation in diesen Wochen und Monaten ganz neu, ernsthaft und mit einer bis dahin unbekannten Offenheit für den großen Zusammenhang bedenken müssen.

Ulrich Gotthelf Fick

Die meisten Abweichungen des Fernsehens von Wahrheit, Sitte und Takt würden sich durch eine sicher orientierte öffentliche Meinung berichtigen lassen, und die geistige Elite muß mithelfen, sie zu bilden. Das gilt insbesondere für die aktuellste der großen Gefahren, die mit der Ausbreitung des Fernsehens verbunden sind: die Indiskretionsmanie. Alles beglotzen und allen alles zeigen zu wollen, alles Intime nach außen zu stülpen und alles Menschliche zum Schaustück zu machen, Geburt und Sterben, Freude und Entsetzen, Beten und Verzweifeln — das ist eine Versuchung, die das Fernsehen wegen seiner Fähigkeit, sich an das Ereignis aufs engste anzuschmiegen und alle zu unmittelbaren Augenzeugen zu machen, mehr als jedes andere optische Mittel bedrängt. Man darf das nicht verharmlosen — es handelt sich da um einen Angriff auf das Geheimnis des Menschen und somit auf seine Personalität; man will „dahinterkommen", nämlich hinter die Umwallungen des Eigenseins, so daß die Festung fallen muß. Es ist der hybride Versuch, das Mysterium des Lebens zu entschleiern, die Schöpfung nicht bloß zu entzaubern, sondern zu entgotten. Alles soll auf das Niveau des sogenannten Allgemein-Menschlichen eingeebnet werden — aber dieses Humanum wird als das Trivale, Gewöhnliche, ja Animalische verstanden; und alles soll von jedem mit den Augen betastet werden, damit man sieht, daß in Wirklichkeit eben „nichts dahinter ist", und die Schöpfung eine Banalität ist. Anton Böhm

Nehmet hin den heiligen Geist

Die Aufforderung „nehmet hin" ist uns vom Abendmahl her wohl vertraut. Da gibt uns Jesus seinen Leib, hier (Joh. 20,22) seinen Geist. Da gibt er Brot, hier seinen Atem. Er blies seine Jünger an. Es ist ähnlich wie bei der Schöpfung, wo Gott dem aus Erde gebildeten Menschen durch sein Anhauchen eine lebendige Seele gibt. Nun aber beginnt die neue Schöpfung, da die Menschen durch Jesus den lebendigmachenden Geist empfangen. Wir sind von der Pfingstgeschichte her gewöhnt, den heiligen Geist mit einem Brausen vom Himmel, mit Feuerzungen und Sprachenwunder zu verbinden, aber Johannes zeigt uns, daß es beim heiligen Geist zugleich um den Atem eines Menschen geht, der Tod und Grab hinter sich gelassen hat. Der heilige Geist ist nicht ein zufälliges himmlisches Wunder, sondern die persönliche Gabe des Menschen Jesus Christus. Er wird nicht wahllos ausgestreut, sondern im Zug der göttlichen Sendung gegeben. Unmittelbar zuvor sagt Jesus zu den Seinen: „Gleichwie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch." Das „nehmet hin den heiligen Geist" ist ganz eng verbunden mit dem Aufnehmen der Sendung Jesu. Wo man diese nicht nimmt, kann man auch jenen nicht nehmen. Wie man Christ nicht sein kann ohne den Geist, so auch nicht ohne Sendung. Im heiligen Geist nehmen wir den Gottgesandten und die göttliche Sendung als die Triebkraft unseres Lebens.

Das Ziel der Sendung scheint uns vom Auftrag Jesu her bestimmt zu sein: „Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker." Aber Johannes zeigt uns als Ziel der Sendung die Sünde der Menschen. Es geht um die doppelte Aufgabe, das Erlassen und Behalten der Sünde. Man kann geradezu von den zwei Händen des heiligen Geistes reden: mit der einen vergibt er, mit der anderen behält er die Sünde. Wie der Schöpfer selbst das Licht von der Finsternis, das Trockene vom Meer schied, so will er nun durch die von Jesus gesandten Menschen die Geretteten von den Verlorenen scheiden. Er tut es durch seinen Geist, durch das lebendige Wort von Menschen, das Wort von der Vergebung der Sünden. Wo man es annimmt, da ist Rettung, wo man es ablehnt, Verwerfung. Gerettet werden wir durch das lebendige Wort eines anderen Menschen, und wir selbst dürfen anderen Menschen durch unser Wort zur Rettung dienen. Denn in dem vom menschlichen Atem getragenen Wort Jesu trifft uns der Anhauch des Lebens, der heilige Geist. Daß dieses Wort zugleich Gericht bedeutet, ist tief schmerzlich und stellt die Christen in die Nachfolge dessen, der über Jerusalem weinte. Aber das große Angebot Gottes bleibt und sollte von der Absolution her in jeder Beichte von neuem laut und deutlich gemacht werden: „Nehmet hin den heiligen Geist." Johannes Viebig

ADOLF KÖBERLE

Wunder oder Scharlatanerie?

Zur Frage der Glaubensheilungen in der Gegenwart

Es ziehen heute Heiler aller Art durch die Lande. Sie werben in säkularer, religiöser oder christlicher Gewandung für den Vollzug von Wunderheilung. Sie kommen aus Deutschland und Amerika. Sie lehnen sich an die Kreise der „Pfingstbewegung" an, sie versuchen durch Massenevangelisationen tief in die Kreise der Volkskirche einzubrechen. In solchen Versammlungen werden alle Mittel aufgeboten, um die zusammengeströmten Scharen in einen Zustand höchster seelischer Erregung zu versetzen[1]). Es läßt sich nicht leugnen, daß sich dabei gelegentlich tatsächlich echte, anhaltende Heilungen ereignen. Unter den Hilfesuchenden sind ja auch Menschen voll ehrlichen Verlangens nach Gott und seinem Heil, und Gott ist so „großzügig" in seiner Geduld und Güte, daß er auch da noch gibt und erhört, wo selbst krankhafte Berauschung das Feld beherrscht. Bei der Mehrzahl derer aber, die hier von widerfahrener Heilung berichten, ist unter dem erregenden Eindruck der Stunde zweifellos nichts anderes als eine momentane Schmerzbetäubung eingetreten. Der Kranke fühlt sich durch die Suggestion der Erwartung, durch das süßliche Spiel der Kino-Orgel, durch das ständige Halleluja-Rufen, durch das Schreien und Toben der Redner auf dem Podium in seiner gesamten Gefühlshaltung dermaßen gesteigert und erhoben, daß seine Beschwerden, für den Augenblick jedenfalls, wie weggeblasen erscheinen, ja er richtet vielleicht sogar die gelähmten Glieder auf oder er läßt sich hochreißen und meint, er könne gehen. Die eigentlich zerstörerischen Prozesse, der Leberkrebs, die Nierenschrumpfung, der Gehirntumor, entwickeln sich derweilen unverändert weiter fort. Oft erfolgt schon nach wenigen Tagen der bitterböse Rückschlag in Gestalt von erhöhten Qualen, wobei das Maß der Enttäuschung um so größer sein muß, je mehr man sich bereits in die Autosuggestion des vollständigen Geheiltseins hineingesteigert hatte. Inzwischen ist das geschehene „Wunder" in den „Fröhlichen Siegesnachrichten" der enthusiastischen Bewegung im Fettdruck, womöglich mit Foto veröffentlicht worden. Auf einen Widerruf in den vielen Fällen der Täuschung und Enttäuschung wartet man von dorther vergeblich. Ja, auf die ungezählten Kranken, die auf Grund sensationeller Werbung und Versprechung oft von weither mit höchst gespannter Erwartung und Hoffnung zu solchen Versammlungen geeilt sind und die genau so elend wieder abziehen müssen, wie sie gekommen sind, dringen zuweilen noch Angehörige, den Freunden Hiobs gleich, in taktloser Weise ein, um ihnen mangelnde Glaubensbereitschaft vorzuwerfen.

Man trifft heute auch in christlichen Kreisen nicht selten Vertreter einer enthusiastisch erregten Frömmigkeitshaltung, die mit Nachdruck erklären, es sei ein Mangel an Glauben und Gottvertrauen, in der Not der Krankheit den Arzt zu rufen, statt alle Hilfe allein von Gott und seinem wundermächtigen Eingreifen zu erwarten. Aber solche Leute fragt man am besten: wenn an einem glutheißen Sommertag der Blitz in das Dach des eigenen Hauses einschlägt und dieses lichterloh zu brennen anfängt, wirst du dann nicht auch die Feuerwehr zu Hilfe rufen und dich nicht auf das Mirakel eines Wolkenbruchs verlassen, der eben zu dieser Stunde eben an diesem Ort die Feuersbrunst löschen soll? Nach biblischer Überzeugung ist uns der Arzt als ein Helfer von Gott gegeben. So wie Gott die Kinder nicht nur durch die Engel, sondern vor allem durch den Dienst der Mütter beschützt, so will er auch den Kranken beistehen durch das Können der Ärzte, denen er für ihren Beruf besondere Gaben mitgibt. Wenn ein Mensch ernstlich krank wird, kann er gerade nach christlicher Überzeugung nichts besseres tun, als sich in die Behandlung eines tüchtigen Arztes zu begeben.

Nun wissen freilich unsere Ärzte selbst am besten: immer wieder stellt einen die Praxis vor hoffnungslose Fälle, sei es, daß der Kranke zu spät zum Arzt gekommen ist und die bösartigen Metastasen den ganzen Körper bereits überschwemmt haben, sei es, daß trotz frühzeitig begonnener Behandlung die unheimliche multiple Sklerose, die gefährliche Leukämie allen medizinischen Heilbemühungen beharrlich trotzt. Schließlich schickt man den Schwerkranken heim, damit er im Frieden seiner Häuslichkeit sterben möge, und wenn die Angehörigen es dringend wünschen, zögert der Arzt nicht, eine ziemlich exakte Voraussage zu geben, wie lange es noch dauern mag, bis das Lebenslicht niedergebrannt sein wird. Der Todgeweihte aber ist in den meisten Fällen noch voll Lebenshunger. Er will nicht sterben. Er klammert sich in seiner Angst an irrationale Möglichkeiten der Hilfe, die völlig jenseits von Medikament und Chirurgie liegen. Auch bei einem bisher religiös ganz indifferenten Menschen öffnet sich jetzt auf einmal das Herz voller Verlangen, wenn ihm von irgendeiner Seite her das Wunder der Glaubensheilung nahegelegt und angeboten wird.

Wie ist im Lichte christlicher Glaubenserkenntnis über eine solche Möglichkeit zu urteilen? Die Bibel Alten und Neuen Testaments ist fest davon überzeugt, daß in einer allerdings sehr verborgenen Tiefe ein geheimnisvoller Zusammenhang besteht zwischen der Flucht des Menschen vor Gott und der ausgebreiteten Not der Krankheit. Der Psalter sagt von Gott: „Bei Dir ist die Quelle des Lebens". Das prophetische Wort aber läßt die Klage aus dem göttlichen Mund kund werden: „Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie" und trinken statt dessen lieber abgestandenes Zisternenwasser. Nach biblischer Auffassung können also Schwäche, Erschöpfung, Ermattung, Krankheitsüberflutung in unserem Leben mit dem Verlust an Gottesunmittelbarkeit zusammenhängen.

Das moderne naturwissenschaftliche Denken, wie es unsere Kliniken und medizinische Fakultäten weithin noch immer beherrscht, will von solchen Hintergründen auf keinen Fall etwas wissen. Krankheit hat zu tun mit Bakterien und Bazillen, mit Infektion und Vergiftung, aber nicht mit der Stellung des Menschen zu Gott. In unseren Tagen bereitet sich hier allerdings eine bedeutsame Wandlung vor. Immer mehr erkennt vor allem der Internist, zunehmend aber auch der Lungenspezialist, der Hautarzt, der Gynäkologe, der Facharzt für Halskrankheiten, wie stark doch die seelischen Faktoren bei der Entstehung und Überwindung von Krankheiten mitbeteiligt sind. Man weiß heute wieder in der biographischen und psychosomatischen Medizin, wie stark Angst und Sorge, wie sehr vor allem nicht bewältigte Schicksalskonflikte und Gewissensbelastungen dazu beitragen können, einen Menschen krank zu machen. Gram, Schuld und Verzweiflung aber hängen zweifellos damit zusammen, daß der Mensch in seinem Gottesverhältnis verletzt und gestört ist. Von daher erscheint der Weg nicht mehr so weit, Krankheitsnot und Urschuld der Menschheit in einem verborgenen Zusammenhang zu sehen, wenn wir uns auch sehr davor hüten müssen, diese Korrelation im Einzelfall verrechnen zu wollen.

Jesus als Arzt

Durch die Begegnung mit Christus soll der Mensch gewiß zuerst in seinem *Herzen*, im Zentrum seiner Existenz erschüttert, gereinigt, gerechtfertigt und erneuert werden. Aber dieser Herrschaftseinbruch Gottes im Christusleben will nicht auf die Innerlichkeit des Menschen beschränkt bleiben. Die mit Weihnachten, Karfreitag, Ostern und Pfingsten begonnene Gotteserlösung umfaßt den ganzen Menschen, ja letztlich die ganze Schöpfung. „Auch das Fleisch soll wieder leben".

Darum hat Jesus nicht nur gepredigt und gelehrt, er hat sich auch der kranken Leiber hilfreich angenommen. Jesus nimmt den Kampf mit den Zerstörungsmächten bewußt auf, die die arme, seufzende Kreatur plagen und quälen, und er frohlockt im Geist, wenn er dem grausamen Gegner ein Opfer hat entreißen dürfen. Es geht schlechterdings nicht an, die Wunder Jesu aus dem Evangelium zu streichen und sie in den Schattenbereich des Legendären zu verweisen. Gewiß, der moderne Mensch hat von seinen kausal-mechanischen Denkvoraussetzungen her die größte Mühe, die Glaubwürdigkeit des Wunders anzuerkennen. Es hat auch keinen Sinn, ihm an dieser Stelle ein sacrificium intellectus zuzumuten, eine äußere Unterwerfung unter die Lehre der Schrift, unter das Dogma der Kirche. Wohl aber möchte man versuchen, den erkenntniskritischen Geist dahin zu bringen, daß er versteht: ich muß hier nicht irgend etwas für wahr halten, was mir gegen die intellektuelle Redlichkeit geht, wohl aber *darf* ich mich dafür öffnen, daß die in Jesus Christus erschienene Gottesmacht so voll Heil und Leben ist, so viel Kraft und Sieg in

sich birgt, daß auch die Nöte des Leibes davon mitumfangen werden. Und in der Tat, eine Erlösung, die nicht die Kraft besäße, auch die Zonen des Physiologischen und Materiellen mitzuumspannen, würde das Prädikat wahrer Vollerlösung nicht verdienen.

Die Art und Weise aber, *wie* Christus geheilt hat, ist der Maßstab, an dem alle Heilbewegungen in Großkirchen und Freikirchen überprüft werden müssen. Jesus hat sein Heilen niemals als eine Technik verstanden, die sich erlernen läßt, über die man verfügt, die jederzeit unfehlbar wirksam angewandt werden kann. Jesus hat nach den Berichten der Evangelien vor seinen Heilungen zum Himmel aufgeblickt, er hat das göttliche Einverständnis erlauscht und eingeholt. Erst wenn er der Willenszusage von oben gewiß war, hat er in Vollmacht gehandelt. Vor allem hat Jesus jede Art von Schauwunder leidenschaftlich abgelehnt, wie aus der Versuchungsgeschichte klar zu erkennen ist. Er wollte um keinen Preis, daß aus der ihm verliehenen Helferkraft eine Sensation gemacht würde. Darum wird den Geheilten streng verboten, das Wunder auszuschreien. Darum nach vollbrachter Tat alsbald der Rückzug von der Volksmenge, die unter dem überwältigenden Eindruck des Geschehens jederzeit zu messianisch-irdischen Huldigungen bereit wäre. Man wird auch nicht sagen können, daß Jesus Massenheilungen großen Stils betrieben habe. Wohl hören wir, daß er sich denen nicht versagte, die in Scharen mit ihrer Not ihm zuströmten. Er kann aber auch am Teich Bethesda sich nur einem einzelnen Kranken zuwenden, der seiner Hilfe besonders bedarf, um ihm dadurch den Weg zum Christusglauben zu bahnen. Dabei mag der Teich von Notleidenden umsäumt gewesen sein. Einhellig deutet die exegetische und systematische Theologie der Gegenwart die Wunder Jesu an kranken Leibern und Seelen als erste, zeichenhafte Hinweise darauf, daß einmal noch alles Verwesliche das Unverwesliche anziehen wird. Mehr sind sie nicht und wollen sie nicht sein als Vorschmack und Vorwegnahme einer zukünftigen Herrlichkeit, die als universale Seinsfülle noch aussteht.

Besonders deutlich wird der Charakter der Heilungswunder Christi an der Art und Weise, wie er nach dem Zeugnis des Matthäusevangeliums mit dem Gichtbrüchigen gehandelt hat. Vermutlich hat sich der Gelähmte von seinen Freunden in die Nähe Jesu bringen lassen allein aus dem Wunsch heraus, wieder gehfähig zu werden. Aber es ist, als würde Jesus den Jammer der Krankheit gar nicht beachten. Er redet den Mann, der da vor ihm liegt, auf etwas ganz anderes hin an, auf seine Schuld vor Gott. Er nimmt ihm diese Last ab durch das Wunder aller Wunder, durch die Zusage der Vergebung. Erst dann folgt der königliche Befehl: Stehe auf, nimm dein Bett und gehe heim! Hier werden die Urzusammenhänge der biblischen Wahrheitsschau völlig klar. Aus Schuldverlorenheit gegenüber Gott entsteht Schwäche, Ohnmacht, Krankheit. Durch die Wegnahme der Schuld kann der Lebensstrom Gottes wieder ungehemmt bei dem Menschen Einzug halten, so wie es dann später Martin Luther in trefflicher Prägnanz und Kürze formuliert hat: „Wo Vergebung der Sün-

den ist, da ist auch Leben und Seligkeit". Wohl kann es nach den Berichten der Evangelien auch einmal geschehen, daß das Wunder der Heilung der Glaubenserfahrung und Vergebungsgewißheit vorangeht; so bei der Heilung des Blindgeborenen oder bei der Genesung des blutflüssigen Weibes. Aber in beiden Fällen läßt Jesus das Wunder dazu dienen, daß es im Leben der Geheilten zu einer persönlichen Glaubensverbundenheit mit dem Retter Christus kommt. Die Heilung bleibt immer bezogen auf die Erfahrung des Heils, auf die Ich-Du-Begegnung mit dem göttlichen Heilbringer.

Jesus hat auch seine Apostel und Jünger mit der Vollmacht der Glaubensheilung ausgerüstet. In der großen Aussendungsrede von Matthäus 10 heißt es: „Geht aber und prediget und sprecht, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen; macht die Kranken gesund, reinigt die Aussätzigen". Die Apostelgeschichte schreibt einen eindrucksvollen Kommentar zu der Gültigkeit dieser Verheißung und dieses Auftrags. Petrus und Johannes heilen den Lahmen, der vor der Tür des Tempels als Bettler liegt, indem sie ihn in der Vollmacht des Namens Jesu Christi an der Hand ergreifen und aufrichten. Der Diakon Philippus predigt in Samarien die Botschaft vom Reich. „Dabei wurden viele Gichtbrüchige und Lahme gesund, also daß eine große Freude war in derselben Stadt". Paulus nennt unter den Charismata, an denen die Urgemeinde so erstaunlich reich ist, auch die Gnadengabe der Krankenheilung. Er macht den Korinthern den Vorwurf: Es ist kein Wunder, daß in euren Reihen Krankheit und Tod eine so reiche Ernte halten dürfen, wenn ihr nicht einmal imstande seid, das Herrenmahl in brüderlicher Liebe gemeinsam zu feiern. Auch bei dieser Feststellung tritt der Zusammenhang von Schuld und Vergänglichkeit, von Geistesmacht und Lebenskraft abermals deutlich hervor.

Besonders bedeutsam ist die seelsorgerliche Anweisung, die im Jakobusbrief (5,14 f.) gegeben wird: „Ist jemand krank, der rufe zu sich die Ältesten von der Gemeinde, daß sie über ihm beten und ihn salben mit Öl im Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten. Bekenne einer dem andern seine Sünden, und betet für einander, daß ihr gesund werdet". Es gibt demnach Krankheitsnöte, wo der einzelne, auf sich allein gestellt, nicht durchkommt, weil er für sich selbst zu schwach ist, den Widerstand zu brechen. Es muß eine Mannschaft, ein Ring der Beistandshilfe gebildet werden. Erst wenn viele zusammenstehen, weicht die Macht des Verderbens. Es handelt sich dabei um etwas ganz Persönliches. Der Kranke wird in keine Massenversammlung geschleppt. Er wird in seiner Behausung an seinem Lager aufgesucht. Hier kann er sich aussprechen, hier mag er eine Beichte ablegen, und er wird daraufhin die brüderliche Tröstung und Fürbitte erfahren. Was aber das Salben mit Öl betrifft, so ist dabei nicht an eine medizinische Heilwirkung zur Belebung oder Erwärmung der Hautfunktion zu denken. Der Sinn ist vielmehr der: So wie im Alten Bund die heiligen Geräte für die Stiftshütte oder für den Salomonischen Tempel in feierlicher Weise gesalbt wurden als Ausdruck der Übergabe an Gott, im glei-

chen Sinn soll sich der Kranke durch den Vorgang der Ölung mit Leib und Seele an Gott ausliefern. Solche Salbung dient nicht einer Bereitung zum Sterben, sondern umgekehrt zur Genesung und Wiederaufrichtung des Kranken.

Das Neue Testament rechnet aber auch mit der Möglichkeit, daß einem Menschen trotz aller gläubigen Gottverbundenheit seine Krankheit bleibt. So berichtet der Apostel Paulus im 2. Korintherbrief von einem „Pfahl im Fleisch", den er mit sich herumzutragen hatte. Es mag eine Epilepsie, ein schweres Augenleiden gewesen sein. Menschlich gesprochen mußte ihn diese Last im Blick auf seinen weltweiten missionarischen Auftrag unsagbar behindern. Doch auf sein wiederholtes Flehen, der Herr möge diesen „Satansengel, der ihn mit Fäusten schlägt", von ihm nehmen, wird ihm die Antwort zuteil: „Laß dir an meiner Gnade genügen." Gerade in der Schwachheit des zerbrochenen Gefäßes will sich Gott herrlich erweisen.

Wir dürfen diesen Klang in der urchristlichen Botschaft auf keinen Fall überhören, sonst wird unser Zeugnis von Krankheit und Heilung in gefährlicher Weise einlinig und damit unnüchtern. Krankheit, die bei einem Menschen bleibt, muß nicht in jedem Fall Ausdruck von Kleinglaube oder Unglaube sein. Es kann dahinter sehr wohl auch eine göttliche Bestimmung, eine göttliche Erziehungsmaßnahme, ja sogar eine göttliche Auszeichnung stehen. Dem natürlichen Empfinden des Menschen geht das nur schwer ein; aber es gibt Beispiele genug, wie gerade die Art und Weise, wie ein Mensch Kreuz und Leid trug, zu einem besonderen Segenszeugnis für seine ganze Umgebung wurde.

Charismatiker der Glaubensheilung

Die Christenheit unserer Tage hat, auf das Ganze gesehen, die biblische Verheißung von der Glaubensheilung allzusehr vernachlässigt und vergessen. Besonders innerhalb der volkskirchlichen Frömmigkeit überwiegt angesichts der Krankheit doch bei weitem die fromme Resignation. Man muß sich eben in das Unabänderliche schicken und Gott bitten, er möge das Herz stark machen, daß wir die grausam ablaufenden Prozesse der Lebenszerstörung hinnehmen lernen, ohne zu toben und zu fluchen, ohne an Gott irre zu werden. Gewiß ist auch das nichts Geringes, wenn es einem Menschen geschenkt wird, sein unabwendbares Leid in Gottes Hand zu legen, wenn er es annimmt als verdiente Züchtigung, als schmerzliche Heimsuchung, als verborgene Liebesabsicht. Aber dem Geist des Neuen Testaments entspricht diese Haltung nicht völlig. Er ist aggressiv gegen Krankheit und Tod als gegen das eigentlich Nichtseinsollende gerichtet.

Dieser Geist der Glaubensheilung ist der christlichen Kirche in allen ihren Konfessionen auch niemals ganz abhanden gekommen. Wohl ist es nicht gerade ein breitmächtiger Strom, der durch die Jahrhunderte der Kirchenge-

schichte fließt. Aber von einem Rinnsal darf man doch sprechen. Mag es gelegentlich unter dem Boden versinken, so daß man meinen möchte, es würde nie mehr auftauchen, plötzlich ist es wieder da und erweist sich als frisch und lebendig.

Die „Großen Heiligen" in der katholischen Kirche wie Benedikt von Nursia, Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi waren alle auch Wundertäter. Die Staretzen, die für die russische Frömmigkeit so viel bedeutet haben, waren nicht nur Seelsorger des Volkes, sie durften vielfach auch Krankheitsleid von den Hilfesuchenden wegnehmen. Für die evangelische Kirche des lutherischen und reformierten Bekenntnisses sei erinnert an Blumhardt Vater und Sohn in Bad Boll, an Samuel Zeller und seine Mitarbeiterin Dorothea Trudel in Männedorf am Zürichsee, an das Fräulein Henriette von Seckendorff in der Villa Cannstatt an die Evangelisten Johannes Seitz und Elias Schrenk, an Vater Stanger in Möttlingen und an Frau Minna Popken. Darüber hinaus haben ungezählte christliche Seelsorger in und außerhalb des Amtes im Laufe der Generationen erfahren dürfen, daß die Glaubensverbundenheit mit Christus wunderbar hilft, nicht nur in Herzens-, sondern auch in Leibesnöten. Aber sie folgten nur dem Geist des Neuen Testaments, wenn sie mit dem außerordentlichen Geschehen in der Stille blieben und sich jeder Ausstellung im Schaufenster widersetzten.

Bei allen großen evangelischen Charismatikern der Glaubensheilung lassen sich gemeinsame Grundsätze des Handelns erkennen, die wir als biblisch gesund ansprechen dürfen. Neben dem Willen zur Unscheinbarkeit und Verborgenheit finden wir bei ihnen allgemein den ganz persönlich geführten Weg, der von innen nach außen geht. Keine Massenversammlung wird einem Trommelfeuer seelischer Erhitzung und Aufpeitschung ausgesetzt. Der einzelne wird in liebevoller Geduld in der Sprechstunde für sich genommen. Der helfende Austausch zielt zuerst gar nicht hin auf die Heilung von Krankheit, sondern auf die Befreiung des Menschen aus Schuld, Verirrung, Trotz und Selbstgerechtigkeit. Wenn durch Beichte und Reue, durch Vergebung und Gelöbnis die glaubensvolle Verbundenheit mit Jesus Christus neu wiederhergestellt war, dann hat man still darauf gewartet, wie weit sich die innere Reintegration mit Gott nun auch bis in das leibliche Leben hinein auswirken würde.

Es kam vor, daß bei einem solchen Durchbruch zum Glauben schwerste Krankheitslasten in einem Nu abfielen, zum Staunen auch der Ärzte, die die Patienten vorher gekannt hatten. Bei anderen waren spürbare Besserungen zu beobachten, ohne daß es zu einer völligen Heilung gekommen wäre. Auch denen aber, die ihre Krankheit weiterhin tragen mußten, verlieh die ihnen zuteil gewordene innere Wandlung die Kraft, das ihnen verbleibende Leiden ganz anders zu tragen denn zuvor. Niemals aber haben diese Charismatiker die Parole ausgegeben: Wer glaubt, *muß gesund werden!* Denn auch der glaubende Mensch hat keinen Anspruch an Gott; er muß alles Gott und seiner Freiheit überlassen.

Heute ist das biblische Anliegen der Glaubensheilung allerdings ganz zurückgetreten. Ungezählte Pfarrer und erst recht unsere Kirchenältesten wären in der größten Verlegenheit, wenn ein Schwerkranker sie bitten würde, an ihm nach der Weisung des Jakobusbriefs zu handeln. Daß wir an dieser Stelle so arm geworden sind, hat mannigfache Ursachen. Der kritische Geist der Aufklärung, der den neueren Protestantismus besonders heftig erfaßte, hat eine allgemeine Skepsis und Wunderscheu hervorgerufen. Unter dem Einfluß des idealistischen Geistes hat die Theologie des 19. Jahrhunderts die Wirklichkeit Gottes nur noch zum Geist und Willen des Menschen, zu seinem Gewissen und Charakter in Beziehung gesetzt, aber nicht mehr zu Leib und Leben in Natur und Schöpfung. Und nach dem ersten Weltkrieg wußte das junge Theologengeschlecht wohl kraftvoll davon zu reden, daß wir als arme, sündige Wesen uns allein der Vergebung Gottes getrösten können, und das Wunder der Begnadigung zu rühmen, wollte aber nichts mehr wissen von einer Ausrüstung mit gnadenhaften Gaben, die Leib, Seele und Geist als Unterpfand und Vorschmack zukünftiger Güter jetzt schon zu erneuern vermögen. Das alles sollte ausschließlich der Eschatologie vorbehalten bleiben. Wer jetzt schon etwas davon in Anspruch zu nehmen wagte, wurde als theologischer Romantiker verschrien.

Alle diese Faktoren, die Wunderscheu der Aufklärung, die Geistesabstraktion des Idealismus, der Antipietismus der jungen „dialektischen Theologie" haben zusammengewirkt, daß für das biblische Anliegen der Glaubensheilung kaum mehr ein Echo unter uns zu finden war. Kein Wunder, daß dann enthusiastische Randsiedler auf den Plan traten und die Fahne ergriffen, die die kirchliche Theologie und Seelsorge hatten zu Boden sinken lassen, und daß es dabei nach dem Gesetz des Gegenschlages nicht ohne fieberhafte Entartungserscheinungen abgeht.

Probleme der Wunderheilung

Wir müssen also bekennen: Hätten wir in Theologie und Kirche das Anliegen evangelischer Glaubensheilung in biblisch gesunder Weise bejaht und ausgeübt, hätten wir Christus kraftvoller bezeugt als den großen Arzt für alle Nöte der Seele *und* des Leibes, so ist kaum anzunehmen, daß diese wildgewordenen schwärmerischen Bewegungen unsere Gemeinden so hätten verwirren und überfluten können. Trotzdem drückt sich in diesen Fiebererscheinungen der Gegenwart nicht nur unser Versäumnis aus. Es erfüllt sich darin auch etwas von der apokalyptischen Weissagung Jesu, daß auf das Ende der Welt hin die Zahl derer zunehmen wird, die mit medialen Kräften durch Zeichen und Wunder viele blenden und verführen werden.

Denn daß ein von den Ärzten völlig aufgegebener Kranker wieder genesen und lebenstüchtig werden darf, ist nicht in jedem Fall ein Erweis dafür, daß

hier der lebendige Gott am Werk gewesen ist. Gerade im Blick auf das Wunder gilt es zu prüfen, aus welcher Vollmacht heraus sich das Außerordentliche ereignet. Wenn sich wider alle menschliche Denkmöglichkeit ein Heilungswunder vollzieht, dann sind grundsätzlich drei Deutungen möglich. Die eine ist die, daß sich hier wirklich ein Mensch demütig in grenzenlosem Vertrauen Gott ausgeliefert und daß Gott ihm über Bitten und Verstehen geantwortet hat.

Es kann dabei aber auch eine ganz andere Macht am Werk gewesen sein als der lebendige Gott. Es gibt auch Wunder, die aus der Machtwirkung des Satanischen stammen. Die Erfahrung der Heidenmission und Volksmission lehrt uns, daß es dem Menschen möglich ist, sich in unheimlichen Versprechungsakten dem Reich der Finsternis zu verschreiben. Er kann dabei wirkliche Erhörung seiner Heilungswünsche finden, freilich um den Preis, daß er den Frieden mit Gott völlig verliert, daß ein schwerer, seltsamer Bann von Schwermut und Perversion sich auf sein ganzes inneres Leben legt. Von dieser Gefahr, den Weg der schwarzen Magie zu gehen, ist der Kranke besonders bedroht. Er nimmt wohl zunächst in Glaube und Gebet seine Zuflucht bei Gott. Bleibt aber die Erhörung der heißen Lebenswünsche aus, so wird der Enttäuschte bitter. Er wendet sich in Trotz und Verzweiflung zur Macht der Finsternis und erzwingt auf diese Weise, was der eigene Wille begehrt. Die innere Not nach einer solchen ertrotzten Heilung kann oftmals so furchtbar werden, daß solche Menschen schon unter Tränen gefragt haben, ob es denn keine Möglichkeit gebe, die Krankheit wiederzubekommen und zugleich mit ihr den verlorenen Seelenfrieden[2]).

Als dritte Möglichkeit der außerordentlichen, nicht medizinischen Heilung ist es schließlich denkbar, daß Menschen helfen können nicht durch Beten und nicht durch Zaubern, sondern durch gewisse fluidale Energiekräfte, die ihnen, der künstlerischen Begabung vergleichbar, schöpfungsmäßig mitgegeben worden sind. Auch mancher große Arzt wirkt mehr durch die Sicherheit und Überlegenheit, die er ausströmt, als durch die Medikamente, die er verordnet. Besonders in der Praxis der Naturheilkunde dürfte neben der Verwendung manches verschütteten natursichtigen Wissens diese suggestive, hypnotische oder vielleicht auch magnetische Begabung wirksam sein[3]). Die Heilung erfolgt hier nicht unmittelbar aus der göttlichen oder dämonischen Tiefendimension. Sie scheint sich, wie ungezählte andere alltägliche Dinge auch, rein auf der immanenten Ebene von Mensch zu Mensch zu vollziehen. Und doch muß auch hier der zu Heilende auf der Wacht sein, damit er nicht in eine fragwürdige Bindung an den gerät, der ihm helfen will, und sich sehr gründlich ansehen, wes Geistes Kind dieser ist und ob er nicht in einer inneren Unruhe und Zerrissenheit lebt, die er auf den Patienten übertragen könnte.

Der Vorgang der Wunderheilung ist also außerordentlich problematisch. Das Wunder als solches besagt noch nicht allzu viel, mag es auch äußeres

Staunen hervorrufen. Es läßt mancherlei Deutungen zu, und längst nicht überall, wo es sich ereignet, ist der reine Geist Jesu Christ am Werke.

Auf keinen Fall aber genügt es, sich nur über die besorgniserregenden Entartungserscheinungen zu entrüsten, die sich in unseren Tagen mit dem Vorgang der Glaubensheilung verquickt haben, und gleichzeitig in Kirche und Theologie alles beim alten zu lassen. Wir müssen den übererregten Ausbrüchen unserer Zeit ein gesundes biblisches Zeugnis und Handeln als Dienst an dem Kranken entgegensetzen. Die Kirche in England hat sich dieser Aufgabe schon seit längerer Zeit neu geöffnet[4]). Ebenso hat der Schweizer Pfarrer Bernhard Martin den Ruf ergehen lassen, „Die Heilung der Kranken als Dienst der Kirche"[5]) mit neuem Glaubensmut anzugreifen. Er tritt vor allem dafür ein, daß man diesen Auftrag nicht nur einigen wenigen, besonders charismatisch Ausgerüsteten überläßt, sondern daß jeder Seelsorger kraft seines Amtes den Mut faßt und wieder wagt, zu den Kranken zu gehen mit der Botschaft: Christus kann deine Krankheit von dir nehmen; bei Gott sind alle Dinge möglich.

Im allgemeinen trauen wir Gott zu wenig zu, und am allerwenigsten im Blick auf die leiblichen Gebrechen. Wenn wir alle ihn zunächst einmal um Hilfe bei kleineren Störungen bäten: bei Müdigkeit, Föhnwetter, Schlaflosigkeit und verdrossener Abspannung, so könnten wir durch Einübung im Gebet des Glaubens wohl auch wieder zu größeren Siegen über die Krankheit fortschreiten.

Anmerkungen: [1]) Eine überaus zutreffende Schilderung solcher Veranstaltungen gibt der Stuttgarter Prälat D. *Wolfgang Metzger:* Es geschehen viel Wunder und Zeichen. Bericht über Glaubensheilungen in unseren Tagen. Evang. Kirchenblatt für Südbaden 13, 3—6. 1957. — [2]) Vgl. *Kurt Koch*, Seelsorge und Okkultismus, 2. Aufl. Berghausen bei Karlsruhe 1955, S. 260 f. — [3]) Vgl. *Erwin Liek*, Das Wunder in der Heilkunde. — [4]) Vgl. *L. D. Weatherhead*, Glauben und Heilen. Basel 1943. — [5]) Basel 1954.

FRIEDRICH MÄRKEL

Gottfried Benn und der europäische Nihilismus

Die Mittelgebirgslandschaft der zeitgenössischen deutschen Literatur wird nur von wenigen Gipfeln überragt, die — über die Grenzen unseres Landes hinaus sichtbar — zu den Orientierungspunkten innerhalb des europäischen Geisteslebens gehören. Zu ihnen zählt, für drei wichtige Literaturgattungen repräsentativ, das Werk dreier Dichter, die binnen Jahresfrist der Tod hinweggerafft hat: das Romanwerk Thomas Manns, das dramatische Werk Bert Brechts und die Lyrik Gottfried Benns.

In Benns autobiographischer Studie „Doppelleben" aus dem Jahre 1950 findet sich folgende bemerkenswerte These: „Eigentlich alles, was meine Generation diskutierte, innerlich sich auseinanderdachte, man kann sagen: erlitt, man kann auch sagen: breit trat — alles das hatte sich bei Nietzsche ausgesprochen und erschöpft, definitive Formulierung gefunden, alles weitere war Exegese . . ." — Auch Benns Werk ist Exegese, ist eine Auslegung und Verarbeitung des Nietzscheschen Denkens.

„Was ich erzähle, ist die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte. Ich beschreibe, was kommt, was nicht mehr anders kommen kann: *Die Heraufkunft des Nihilismus.*" Diesem berühmten Aphorismus in der Vorrede zu Nietzsches „Wille zur Macht" folgt wenig später eine Skizze der erwarteten Entwicklung. Sie trägt die Überschrift: „Der europäische Nihilismus" und enthält folgende Punkte: 1. Untergang des Christentums. Rückschlag von „Gott ist Wahrheit" in den fanatischen Glauben „Alles ist falsch". 2. Untergang der moralischen Weltauslegung, die keine Sanktion mehr hat, sie endet im Nihilismus. 3. Die nihilistischen Konsequenzen der jetzigen Naturwissenschaften. 4. Die nihilistischen Konsequenzen der politischen und volkswirtschaftlichen Denkweise. 5. Die nihilistischen Konsequenzen der Historie.

Benn hat — eine Generation später — den Leidensweg durch die nihilistischen Zerstörungen angetreten und keine der hier angezeigten Stationen ausgelassen. Er hat dann — auch hierin dem durch Nietzsche vorgezeichneten Weg folgend — in der Errichtung einer neuen Wertordnung einen Ausweg aus dem Nihilismus gesehen und die Züchtung eines neuen Menschen, die Herrschaft einer höheren Rasse und die Geburt der Kunst aus der Macht für realisierbare Möglichkeiten gehalten. Als im Jahre 1933 ein neuer deutscher Staat proklamiert wurde, der sich angeblich auf Form, Zucht und elementare Kraft gründete, stellte sich Benn auf dessen Seite, denn er glaubte an die gestaltende Macht eines neuen „imperativen Weltbildes" und war der Meinung, in der politischen Wende sei ein „neuer menschlicher Typus" wirksam, den die Geschichte „aus dem unerschöpflichen Schoß der Rasse schickt". Er ist mit diesen

Hoffnungen sehr bald gescheitert und hat in großer Redlichkeit seinen Traum selbst zerstört. Übrig blieb die Enttäuschung und ein „universaler Nihilismus", den er später — wiederum bei Nietzsche ansetzend — mit einer ästhetischen Weltanschauung zu überwinden sucht. Wiederholt beruft er sich auf das „Artisten-Evangelium" des „Willens zur Macht": „Daß die Kunst *mehr wert* ist, als die Wahrheit ... die Kunst als die eigentliche Aufgabe des Lebens, die Kunst als dessen *metaphysische* Tätigkeit . . ."

Benn ist die ästhetische Überwindung des Nihilismus gelungen, aber immer nur für seltene Augenblicke und auf einem schmalen Sektor. So sehen wir ihn im letzten Jahrzehnt seines Lebens in schwermütige Resignation versunken. „Im Dunkel leben, im Dunkel tun, was wir können —" ist das Fazit aus siebzig Lebensjahren. — Am 7. Juli 1956 starb Benn in einem Westberliner Krankenhaus an einem Herzleiden.

„Du auch, die Stimmen gerufen
und deinen Kreis durchdacht,
folge die schweigenden Stufen
abwärts dem Boten der Nacht."

1. Der europäische Nihilismus

In den ersten dreißig Jahren seines Lebens ist der europäische Nihilismus für Benn wohl nur als geistesgeschichtliches Phänomen interessant gewesen. Sein Elternhaus, ein preußisches Pfarrhaus, und sein zweijähriges Studium der Theologie und Philologie haben ihm vermutlich ein geschlossenes christlich-humanistisches Weltbild vermittelt. Auch nach dem Wechsel des Studiums trat die entscheidende Wende noch nicht ein. Die medizinische Wissenschaft war noch auf den Voraussetzungen des naturwissenschaftlichen Positivismus sicher gegründet und von naivem Fortschrittsglauben getragen. Nach Benns Worten stand sie damals in vollster Blüte, „es waren Jahre ihres höchsten Triumphes, ihrer folgereichsten Resultate, ihrer wahrhaft olympischen Größe". Ihre Jünger lehrte sie alle Tugenden der Aufklärung: Kälte des Denkens, Nüchternheit und unerbittliche Kritik. Benns erster, 1912 erschienener Gedichtband „Morgue" gibt davon Zeugnis: die Gedichte sind kalte Beschreibungen körperlichen Verfalls. Der Dichter betrachtet die Welt aus einer fast unmenschlichen Distanz und die Menschen mit scharfem Zynismus.

Erst zu Beginn des zweiten Weltkrieges bahnt sich bei Benn ein Wandel seines bisherigen Bewußtseins an. Damals entstand der Rönne-Zyklus: kurze Prosaskizzen mit autobiographischen Zügen. Im Mittelpunkt steht ein junger Arzt: Dr. Rönne. Dieser ist als Vertreter des Chefarztes in einem Sanatorium tätig und verliert plötzlich den Kontakt zu seiner Umwelt. Er, der ungefähr zweitausend Leichen ohne Besinnen seziert hatte, ist „in einer merkwürdigen und ungeklärten Weise erschöpft" und beginnt in den gewöhnlichen Lebenslagen zu versagen. Die ihn umgebende Wirklichkeit wird brüchig, er erlebt

sich selbst nicht mehr als Mitte und Einheit seines Lebensgefüges: „Oh, dieses Verwelken der Welt in meinem Hirn". „Ich habe keinen Halt mehr hinter den Augen. Der Raum wogt so endlos . . . zerfallen ist die Rinde, die mich trug." Bemüht, die „ihm entgegentretenden Reize und Empfindungen anzuknüpfen an den bisherigen Bestand, keine auszulassen, jede zu verbinden", scheitert er, denn sein Ich als naive Vorgegebenheit, als „Sub-jectum", ist bis in die tiefsten Gründe fragwürdig geworden —, nicht infolge eines Denkprozesses, sondern auf Grund eines Bewußtseinswandels, der sich ohne sein Wollen und Zutun in ihm vollzogen hatte.

Benn hat aus diesem Erlebnis verschiedene Schlüsse gezogen: Er spricht von dem „viertausendjährigen Schwindel des angeblich kontinuierlichen Ich". Leben ist „eine Angelegenheit von Stunden", von leeren und angefüllten, „das ist die ganze Psychologie". In seiner autobiographischen Studie „Doppelleben" kommt Benn schließlich zu dem Fazit: „Wenn man vier Jahrzehnte geschrieben hat und liest dann jetzt zusammenfassend Rückblicke, Studien, da faßt man sich an den Kopf. Das kann man doch nicht sein! Woher stammen denn diese Zitate? Verse von mir? Unmöglich! Wenn mir jemand sagte, daß ich eine Tabaksfirma verträte und Zeit meines Lebens Zigaretten . . . verkauft hätte, würde ich es auch glauben."

Hier ist vom Persönlichkeitsbegriff der deutschen Klassik nichts übrig geblieben. Es fehlt in dieser Rückschau die geschlossene biographische Konzeption, die harmonische Entwicklung der Persönlichkeit zu einem Lebensganzen aus Wahrheit und Dichtung. „Gesamtschau, Lebenseinheit, Harmonie" lehnt Benn ab. „Auftauchen, nur im Akt vorhanden sein und wieder versinken", d. h. geschichtslose, bruchstückhafte, punktuell aktualisierte Existenz —, das allein hält Benn noch für möglich. Viele Menschen, die der Kriegsgeneration angehören, die entwurzelt — im Krieg und Frieden vielerlei Geschicke mühsam überstehend — einen wechselreichen Lebensgang hinter sich haben, finden ihre Erfahrungen hier zutreffend ausgesprochen.

Dieser Zerfall des klassischen Persönlichkeitsbegriffes und der biographischen Einheit ist aber nur eines der Symptome des heraufkommenden Nihilismus. Die anderen Symptome, die Nietzsche als die nihilistischen Konsequenzen der Historie, des politischen und volkswirtschaftlichen Denkens und der Naturwissenschaft prophezeit hatte, sind sehr bald sichtbar geworden und haben Benn in die Krise geführt.

Benn hat die *Geschichte* wiederholt zum Gegenstand seiner Betrachtung gemacht, und er hat erst spät ein Verhältnis zu ihr gefunden, das zwar nicht als positiv, aber doch als von Affekten unbelastet gelten kann. Dennoch bricht seine anfängliche Betrachtungsweise immer wieder durch, derzufolge die Geschichte aus sinnlosen, unmotivierten Prozessen besteht, fragmentarisch ist, weder gut noch böse, sondern rein phänomenal und letzten Endes belanglos. Für ihn ist die Geschichte der Menschheit nur eine kurze Episode in einem Ablauf, der sich in geologische und astrophysikalische Zeitdimensionen verliert.

Jeden Versuch einer Sinngebung der Geschichte lehnt Benn ab, denn ein solcher Versuch ergibt nur das perspektivisch bedingte Bild einer Scheinwirklichkeit. Es ist der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. „Man muß", sagt Benn in einem anderen Zusammenhang, „nur alles recht deuten, dann verwischen sich die den Deutschen so lästigen Konturen; man muß nur recht schauen, dann kommen die Zusammenhänge, nämlich die Zusammenhänge des bürgerlichen Alls . . ."

Sinngebung, Deutung, Erschließung angeblicher Zusammenhänge, damit ist es auf allen Lebensgebieten zu Ende, auch in den Wissenschaften. Diese funktionieren zwar noch und folgen den Gesetzen der ihnen innewohnenden Dynamik, aber sie bewegen sich in einem gespenstischen Leerlauf. Wahrheitsfindung oder letzte Verbindlichkeit ist von ihnen nicht zu erhoffen. „Biologie, Soziologie . . . Theologie, alles verfallen und ausgelaugt, alles Prothesenträger", sagt Benn; und an anderer Stelle: „Akademien schießen wie Pilze aus der Erde; Klubs debattieren über die verzweifelte Lage — überall ein Kaninchengedränge von Analysen und Prognosen, ein Kaninchengedränge von Innerlichkeiten und Beschwörungen . . ." Benn erwartet von alledem nichts mehr, er erklärt die Aufklärung der Aufklärung als vollzogen und meldet den totalen Bankrott der Weltanschauungen an. Was er über Nietzsche sagt, trifft auf das gesamte Geistesleben der Gegenwart zu: „Den archimedischen Punkt, von dem die denkerischen Dinge transzendent und bindend werden, konnte auch er nicht finden, er ist nicht da — nicht mehr da."

Fern ist die „zwingende, erfüllte Stunde", die Benn beschwört; die Stunde in der

> „. . . sich alle *einer* Mitte neigten
> und auch die Denker nur den Gott gedacht,
> sie sich den Hirten und dem Lamm verzweigten,
> wenn aus dem Kelch das Blut sie reingemacht,
> und alle rannen aus der einen Wunde,
> brachen das Brot, das jeglicher genoß —".

Wie die nihilistischen Konsequenzen der Historie, so sind auch die nihilistischen Konsequenzen des *politischen* und volkswirtschaftlichen Denkens offenbar geworden. Das Erbe der französischen Revolution — einst der politische und soziale Sauerteig einer ganzen Epoche — wurde wertlos. Der Glaube an den geschichtlichen Fortschritt und an die verwandelnde Kraft politischer Aktionen hat sich als Illusion erwiesen. Die russische Oktoberrevolution von 1917, die zu keiner echten Umgestaltung der Menschen und der Gesellschaft führte, ist für Benn ein typisches Beispiel für die hoffnungslose Immanenz politischer und ökonomischer Umschichtungsprozesse. Die Ideen der Aufklärung sind heute nur noch Makulatur. Ihre Anwendung führt zu einem reinen Formalismus, zu einem „politischen Handeln an sich", zu einer „Wirtschaft als solcher". Sinn und Ziel des Ganzen sind imaginär, gestaltlos, ideologisch. Selbst die konkretesten Mächte wie Staat und Gesellschaft sind substantiell nicht mehr zu fassen, es bleibt nur der Betrieb an sich, der Prozeß als solcher. Der Mensch

wird durch technischen und hygienischen Fortschritt ebensowenig bleibend verändert wie durch die Organisation seiner Wohnungs- und Nahrungsverhältnisse oder durch eine ideologische Ausrichtung. Er ist in allen Wirtschafts- und Gesellschaftssystemen das „tragische Wesen . . . dessen Abgründe sich nicht durch Streuselkuchen und Wollwesten auffüllen lassen". Und innerhalb aller denkbaren politischen und wirtschaftlichen Systeme bleibt Arbeit ein Zwang der Schöpfung und Ausbeutung eine Funktion des Lebens.

Auch die *Naturwissenschaften* stehen in einer Krise, deren Folgen noch nicht überschaubar sind. Bisher, so meint Benn, sei die naturwissenschaftliche Wirklichkeit als rationale und kausale Wirklichkeit verabsolutiert worden. Auf sie habe man sich seit etwa vierhundert Jahren so ausschließlich verlassen, wie frühere Geschlechter sich auf die Offenbarung und Vorsehung Gottes verlassen hatten. Jetzt aber sei diese rationale und kausale Wirklichkeit vieldeutig und unheimlich geworden. Der Abbruch bisher gültiger Dogmen in allen Wissenschaften verursache eine tiefe Unsicherheit. Gefundene Wahrheiten hätten heute nur drei bis vier Jahrzehnte Gültigkeit.

Benn zieht aus alledem folgendes Fazit: „Das Gefühl für die Relativierung, Relativierbarkeit der europäischen Gedankenwelt, der Verlust des Bestimmten und Absoluten ist das augenblickliche Stigma des Kulturkreises. Dieses Gefühl ist ungemein verbreitet und allgemein, es ist schon populär."

Auch der *Glaube* ist für Benn kein Ausweg. Für ihn ist Gott fern, ein Deus absconditus. In einem Brief an Alexander Lernet-Holenia schreibt er: „Glaube, ich meine religiöser Glaube, ist aber, wie Sie wissen, ein Geschenk, man kann ihn nicht beziehen . . . Die Frage ist . . . gar nicht, ob Gott oder Nicht-Gott, die Frage ist nur, ob man Gott in seinem Leben verarbeitet, ob man ihn verwertet, ihn unmittelbar für seine Lebensart benötigt . . ." Benn glaubt darauf verzichten zu müssen. In einem Gedicht aus dem Jahre 1953 heißt es:

„Was Er uns auferlegt, ist ohnegleichen,
die Löwen lachen und die Schlange singt,
sie leben in gewiesenen Bereichen,
in die das Schicksal keine Reue bringt.

Was Er uns auferlegt, ist so verschlossen,
man ahnt es manchmal, doch man sieht es nie,
und was man sieht, ist schauerübergossen,
grau, übergrau, gesteigertes Cap gris.

Was Er den Tag entlang und auch die Nächte
uns auferlegt, ist einzig, daß man irrt,
das Tränen macht, kein Glück und keine Mächte
geben ein Etwas, welches Inhalt wird.

Was Er dir auferlegt in deine Hände:
ein Flockenspielen, das du nie gewinnst,
was Er dir auferlegt, das ist am Ende,
das ist um dich ein gläsernes Gespinst."

Die Melancholie dieses Gedichtes und die Schwermut des Dichters, die wie eine schwarze Sonne über seinem Werke steht, erinnern uns an einen Gedanken Kierkegaards: Die Schwermut und Verzweiflung des Menschen gründet sich darin, daß er Gott nicht entbehren kann; denn die Pointe der Verzweiflung ist gerade, daß Gott da ist.

2. Die Phase I des Expressionismus

Die ersten Ansätze zu einer Überwindung des Nihilismus gehen bis in das Jahr 1916 zurück. Benn berichtet aus dieser Zeit: „Eine Art innerer Konzentration setzte sich in Gang, ein Anregen geheimer Sphären, und das Individuelle versank und eine Urschicht stieg herauf, berauscht, an Bildern reich und panisch. Periodisch verstärkt, das Jahr 1915/16 war enorm . . ."

„Trunkene Flut
trance- und traumgefleckt,
o Absolut
das meine Stirne deckt . . ."

„Stirne", Bewußtsein werden im Rauschzustand von den Inhalten des Unbewußten überflutet, denen Benn in seiner ersten expressionistischen Schaffensphase Absolutheitscharakter zuerkannte. Durch spontane oder mit Drogen erzeugte Rauschzustände meinte er einen Zugang zum „Absolut" zu erlangen. Diese neue Möglichkeit rückt für den modernen Künstler die Perspektive seiner Herkunft und Verantwortung über das Trümmerfeld zerstörter Inhalte weiter „bis dahin, wo die logischen Systeme ganz vergehen". Das geschieht, indem sich der Dichter tiefer sinken läßt „in einer Art Rückfallfieber und Sturzgeburt nach innen", zu der Schicht archaischer, prälogischer Inhalte.

Hinter diesen Thesen steht die Vorstellung vom *Schichtenbau der Persönlichkeit*, die Benn im Zusammenhang mit seinen anthropologischen Studien aus der Tiefenpsychologie übernommen hat. In einem Essay aus dem Jahre 1930 hat er sich zusammenfassend darüber geäußert. Es trägt den bezeichnenden Titel: „Der Aufbau der Persönlichkeit. Grundriß einer Geologie des Ich".

Benn spricht dort vom geologischen Prinzip des Seelischen: Die Seele ist in Schichten entstanden und gebaut. Das zeigt sich darin, daß Reste und Spuren früherer Entwicklungsstufen im Traum, in der Ekstase und in bestimmten Geisteskrankheiten zutage treten. Das phylogenetische Grundgesetz gilt auch im psychischen Bereich:

„Wir tragen die frühen Völker in unserer Seele und wenn die späte Ratio sich lockert, in Traum und Rausch, steigen sie empor mit ihren Riten, ihrer prälogischen Geistesart und vergeben eine Stunde der mystischen Partizipation. Wenn der logische Oberbau sich löst, die Rinde, müde des Ansturms der vormondalten Bestände, die ewig umkämpfte Grenze des Bewußtseins öffnet, ist es, daß das Alte, das Unbewußte, erscheint in der magischen Ichumwandlung und Identifizierung, im frühen Erlebnis des Überall und des Ewigseins.

Das Erbgut des Stammhirns liegt noch tiefer und lustbereit: ist der Mantel destruiert, im psychotischen Zerfall, stößt, aus dem primitiv-schizoiden Unterbau, emporgejagt von den Urtrieben, das ungeheure, schrankenlos sich entfaltende, archaische Trieb-Ich durch das zerfetzte psychologische Subjekt empor."

Tiefen-Ich und psychologisches Subjekt, prälogische Unitas und diskursives Bewußtsein —, dieser Dualismus ist für Benn in der Phase I des Expressionismus bezeichnend. Er spiegelt die für den gesamten literarischen Expressionismus der zwanziger Jahre typische Spannung zwischen Trance und ratio, zwischen Gefühl und Verstand, zwischen der Seele und dem Geist als ihrem Widersacher.

Von Raum und Zeit unabhängig, dem diskursiven Denken entzogen, von den nihilistischen Zerstörungen unberührt, bergen die Tiefenschichten Reste ganzheitlichen, vorbewußten Lebens. Diese gilt es zu heben, denn sie sind „die einzige rechtmäßige Wirklichkeit, . . . Wirklichkeit rein aus Gehirnrinde". Der Dichter findet zu dieser Wirklichkeit spontan durch Anamnesis Zugang. „Solche Zustände von Anamnesis", heißt es im „Ptolemäer", „erlebte ich öfter . . . und sie wurden der Beleuchtungseffekt meiner Existenz und ihrer inneren Überblicke." Sie sind Augenblicke der Erfüllung, Stunden herbstlichen Glückes und dichterischer Verklärung. Bleiben sie aus, so sucht der Dichter sie zu *„provozieren"*, d. h. mittels einer Droge zu erzeugen. Diese lockert das Bewußtsein und läßt „endogene Bilder . . . die letzte uns gebliebene Erfahrbarkeit des Glückes" aufsteigen. Der Dichter wird in südliche Heiterkeit entrückt, ihn überfluten Inhalte des Tiefen-Ichs, die es dichterisch zu objektivieren gilt, weil sie, vom nihilistischen Zerfall aller Inhalte nicht betroffen, die „Herstellung" einer absoluten Dichtung „außerhalb von Raum und Zeit" ermöglichen.

In Benns früher Prosa und im „Ptolemäer" finden wir Versuche dieser Art: Visionen, formgelöste, ekstatische Ausbrüche, Stücke von großer sprachlicher Glut. Diese Versuche gehören zu den typischen Äußerungen des literarischen Expressionismus der zwanziger Jahre. Auf sie trifft zu, was Benn zu dieser Literatur generell bemerkt: „Nicht ein Thema wird geschlossen vorgeführt, sondern innere Erregung, magische Verbindungszwänge rein transzendenter Art stellen den Zusammenhang her." Sie unterscheiden sich von den Produkten des sogenannten Surrealismus durch das Bemühen um formale Gestaltung der aus den Tiefenschichten aufgestiegenen Bilder.

Hier ein Beispiel aus der Skizze „Der Garten von Arles". Der Inhalt ist zu Gunsten der Expression weitgehend erloschen, Melos und Rhythmus der Sprache sind das Entscheidende. Zu Anfang klingt ein van Gogh-Motiv an: „Doch Motiv der Sonnenblume, das ist Übergang, da ist sanftes Lied, ionische Tragödie, am Ranft des Abgrundes Falterschlag: Olive sanfte, Agave ranfte, die grüne und das Felsenfahl, aus Trümmer-Glücken, aus Herzens-Stücken, dein Trunk, dein Mahl. Olive glühe, Agave sprühe doch hin das Licht des anderen Raums, Arleser Garten, Lemurenfahrten, baumlose Insel meines Traums." Dieses Stück ist mit rationaler Interpretation nicht völlig zu erschlie-

ßen. Die Sprache ist hier weniger Verständnisträger als Ausdrucksmittel der dichterischen Verzückung. Ob der Dichter damit dem Wesen der Sprache gerecht wird, mag dahingestellt bleiben; es wird sich aber kaum jemand, der ein Organ für Sprache besitzt, dem Zauber dieser Prosa entziehen können.

3. Kritischer Rückblick

Benns nihilistische Konfession — es handelt sich ja mehr um ein Bekenntnis als um eine objektive Bestandsaufnahme — faßt die Erfahrungen des Dichters und die Ergebnisse seiner Situationsanalyse zusammen. Sein Scharfblick ist ebenso bewundernswert wie seine Redlichkeit. „Sich selbst zerbrechen, immer wieder sich vergessen, weiter gehen, dafür zahlen", so ist er seinen Weg gegangen. Auf sich selbst zurückgeworfen, jede Idylle sich versagend, hat er kompromißlos um absolute Wahrhaftigkeit gerungen.

Auffallend häufig kehrt bei Benn die These von der grundsätzlichen *Isoliertheit des Dichters* wieder. Danach ist der Dichter a priori geschichtlich *un*wirksam, man muß ihn allen historischen Kategorien entrücken. Er ist statistisch asozial, lebt nur mit seinem inneren Material und folgt seiner „individuellen Monomanie". Seine Größe besteht darin, „daß er keine sozialen Voraussetzungen findet", daß eine Kluft besteht zu der Masse des Durchschnittsmenschentumes.

Diese Überzeugung läßt sich zunächst psychologisch verstehen. Benn schrieb 1948 an den Herausgeber des „Merkur": „. . . wenn man wie ich die letzten 15 Jahre lang von den Nazis als Schwein, von den Kommunisten als Trottel, von den Demokraten als geistig Prostituierter, von den Emigranten als Renegat, von den Religiösen als pathologischer Nihilist öffentlich bezeichnet wird, ist man nicht so scharf darauf, wieder in diese Öffentlichkeit einzudringen. Dies um so weniger, wenn man sich dieser Öffentlichkeit innerlich nicht verbunden fühlt."

Benns Neigung zur Isolation ist aber älter als alle Angriffe von außen und hat tiefere Wurzeln: Zunächst eine zynische Menschenverachtung, die immer wieder durchbricht. Als Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten sieht Benn den Menschen unter einem Aspekt, der diese Einstellung geradezu nahelegt. Hier ein Beispiel aus den zwanziger Jahren:

„Die Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch —:
Geht doch mit anderen Tieren um!
Mit 17 Jahren Filzläuse,
Zwischen üblen Schnauzen hin und her,
Darmkrankheiten und Alimente,
Weiber und Infusorien,
Mit 40 fängt die Blase an zu laufen . . ."

Auch in späteren Veröffentlichungen Benns finden sich ähnlich zynische Passagen.

Zum Verständnis der Isoliertheit Benns ist aber noch ein weiteres Motiv wichtig: seine Neigung zum Rückzug auf sich selbst. Die von ihm beschworene „Sturzgeburt nach innen" und das Begehen der „dunklen Wege . . . zu den Schöpfungsschichten, zu den Urbildern" führen ja zur Isolation, so daß Benn zu der Auffassung kommen mußte: „es gibt nur den Einsamen und seine Bilder . . . Es gibt nur ihn . . . Seine sozialen Voraussetzungen kümmern ihn nicht". Diese Trichterexistenz, dieses In-sich-selbst-zurücksinken und in die eigene Tiefe verschwinden, hat eine zu schmale menschliche Basis. Sie führt zum Verlust der Bezüge zu Menschen und Ereignissen, sie führt zu jenem Solipsismus, den Benn zum Grundprinzip seines Schaffens gemacht hat. Hierzu eine Bemerkung aus dem Jahre 1952, die für eine ganze Reihe ähnlicher Äußerungen stehen mag. Sie lautet: „. . . immer wieder auf sich allein zu gehen, sich selbst an den Gaumen halten, auf der Zunge schmecken, sein Paprika sein, in sich selbst die Kätzchen pflücken . . ."

Die notwendige Folge dieses Solipsismus ist eine *monologische* Existenz, Dichtung als „Selbstgespräch des Leidens und der Nacht".

„Sprich zu dir selbst, dann sprichst du zu den Dingen
und von den Dingen, die so bitter sind,
ein anderes Gespräch wird nie gelingen,
den Tod trägt Beides, beides endet blind."

Eine vernichtende Perspektive. Ein anderes Gedicht beginnt mit der Strophe:

„Ein breiter Graben aus Schweigen,
eine hohe Mauer aus Nacht
zieht um die Stuben, die Steigen,
wo du gewohnt, gewacht."

Das Gedicht endet:

„Bis sich die Reime schließen,
die sich der Vers erfand,
und Stein und Graben fließen
in das weite, rauhe Land."

Hier wird die Isolation durchbrochen. Das Gedicht (Reim und Vers) stellt die Kommunikation zu Mensch und Umwelt her. Die Mauer aus Nacht, die den Dichter von der Welt abgeschnitten hatte, ist gefallen. Das Dunkel ist gewichen, die Welt ist zu ihm eingekehrt und hat im Gedicht Leuchtkraft und Dauer erhalten. Der trennende Graben ist verschwunden, aus Schweigen wird Gespräch. Der Dichter, der „Fröste des Isoliertseins" besteht, schafft Kunstgebilde, durch die er seine monologische Existenz zur Gemeinschaft hin überschreitet. Er stiftet durch sein Werk Bezüge und realisiert in ihm seine menschliche Existenz als personale, immer auf ein Du bezogene Existenz. „Monologische Kunst" — dieses Schlagwort enthält einen Widerspruch in sich selbst. Wirkliche Kunst ist immer dialogisch. Das Selbstgespräch, zum Kunstwerk gestaltet, wird zum Zwiegespräch. Benn hat auf diesen Zusammenhang in sei-

nem Brief an A. Lernet-Holenia hingewiesen: „Drücke dein Ich aus, dann gibst du dein Leben weiter an das Du, dann gibst du deine Einsamkeit weiter an die Gemeinschaft und die Ferne."

4. Die Phase II des Expressionismus

Obwohl Benn anfangs, zum Entsetzen vieler seiner Freunde, den politischen Umschwung des Jahres 1933 bejahte, wurde er bald von nationalsozialistischer Seite in unwürdigster Weise angegriffen. Er begann zudem, die Verlogenheit des neuen politischen Systems zu durchschauen. So wählte er im Jahre 1935 „die aristokratische Form der Emigration", er trat als Sanitätsoffizier in die Wehrmacht ein. Trotzdem wurde er weiterhin angegriffen und erhielt im März 1938 Schreibeverbot.

In diese Zeit der Zurückgezogenheit fällt seine Abrechnung mit dem Nationalsozialismus und eine neue Auseinandersetzung mit Nietzsche. Er kommt zu der Überzeugung: Nietzsche war „in bezug auf die Idee der Züchtung naturalistisch dem Biologisch-Darwinistischen seines Lebenszeitalters verhaftet". Die von Nietzsche „leidenschaftlich gepflegten" Beziehungen seiner Ideen zum „Öffentlichen und Pädagogisch-Politischen" sind nicht mehr aufrechtzuerhalten, seit diese Ideen zum totalen Staat geführt haben. Nietzsches Visionen beruhten auf falschen Voraussetzungen. „Was objektiv bleibt, ist nicht die Prophetie von Zukünften, sondern es sind die abgeschlossenen, hinterlassungsfähigen Gebilde. Was bleibt, ist das zu Bildern verarbeitete Sein. Der Erfolg der Dynamik: Klassik!" Dieser Aphorismus schließt die Auseinandersetzungen mit Nietzsche ab. Benn, einer der dynamischsten Dichter des deutschen Expressionismus der zwanziger Jahre, hat einen neuen Standpunkt gefunden. Er ist in die Phase II des Expressionismus eingetreten.

Während die Phase I durch eine bewußtseinsfeindliche, rauschnahe Haltung und einen massiven Irrationalismus bestimmt war, gewinnen für Benn in der Phase II der Geist und das kritische Bewußtsein eine positive Bedeutung. Trotz dieser scharfen Wendung ist die Phase II für ihn eine legitime Fortsetzung der ersten Phase. In der Vorrede zu dem Buch „Die Lyrik des expressionistischen Jahrzehntes" bekennt der Dichter, ihn habe schon damals die Frage umgetrieben: „Wie ist Gestaltung möglich? Was für ein Rätsel, was für ein Geheimnis, daß der Mensch Kunst macht, daß er der Kunst bedürftig ist, was für ein einziges Erlebnis innerhalb des europäischen Nihilismus!"

Ist die Kunst ein Absolutum, ist sie etwa deshalb vom Milieu, von der historischen Situation und vom individuellen Schicksal unabhängig? Benn bejaht diese Frage. Kunst ist ein unableitbares anthropologisches Prinzip. „Der Mensch ist nicht . . . der dicke, hochgekämpfte Affe der Darwinschen Ära, sondern ursprünglich und primär in seinen Elementen als metaphysisches Wesen angelegt." Dieser Tatsache entspricht die Fähigkeit des Menschen zu

künstlerischem Schaffen und Gestalten, durch die seine Stellung oberhalb der Tierreihen erst deutlich wird. „Hunger und Liebe", schreibt Benn, „das ist Paläontologie, auch jede Art von Herrschaft und Arbeitsteilung gibt es bei den Insekten" —, wir Menschen „machten Götter und Kunst, dann nur Kunst. Eine späte Welt, untermauert von Vorstufen, Frühformen des Seins, alles reift in ihr".

Benn richtet den Blick bewußt bloß auf die künstlerischen Fähigkeiten des Menschen und läßt die technischen Fähigkeiten außer acht, obwohl auch sie für das Wesen des Menschen konstitutiv sind. Er will die These Nietzsches erhärten: „. . . die Kunst als die eigentliche Aufgabe des Lebens, Kunst als dessen metaphysische Tätigkeit." Und so stellt sich ihm ausschließlich in der Kunst „der sich durch Formen an Bildern und Gesichten vom Chaos differenzierende Mensch" als „das einzige . . . metaphysische Wesen" dar. Unter diesem Aspekt erscheint dann auch als das eigentliche Kennzeichen des menschlichen Geistes dessen „formendes und formales Prinzip" und als eigentliche Funktion des Geistes: „Steigerung und Verdichtung", Formwille und Stil. Damit ist das Ästhetische in die *Anthropologie* übergeführt und fester Boden jenseits des europäischen Nihilismus gewonnen.

Benn hat diese Position durch Einengung des Blickfeldes auf den ästhetischen Bereich errungen. Das mußte sich auf sein Menschenbild verhängnisvoll auswirken. So ist für ihn der Wert des Menschen nur durch seine ästhetischen Fähigkeiten bestimmt. Allein der gestaltschaffende, um Steigerung und Verdichtung der Form ringende Mensch ist „anthropologisch vollsinnig". Nur dieser Wesenszug des Menschen bestimmt seinen Wert, alles andere ist von sekundärer Bedeutung, auch die Humanität. „Es gab hohe Kulturen . . ., die diesen Begriff überhaupt nicht realisierten", stellt Benn fest. Wir erinnern uns seines Zynismus, seiner Menschenverachtung und verstehen, daß er sich auch später davon nicht lösen konnte.

Der objektiven Position, die durch die anthropologische Begründung der Kunst gewonnen ist, entspricht die subjektive Erfahrung des Dichters. Künstlerisches Schaffen hat Benn immer wieder als Ananke, als *schicksalshafte Bestimmung* empfunden. Er bekennt: „Diese Notwendigkeit ist transzendent, nicht empirisch, nicht materiell, nicht opportunistisch, nicht fortschrittlich. Sie ist Ananke, sie ist das Lied der Parze . . ."

5. Die Ausdruckswelt

Die nicht mehr relativierbare abschließende Sphäre, in die Benn durch die Überführung des Ästhetischen in die Anthropologie vorgestoßen ist, hat er mit dem Wort „Ausdruckswelt" bezeichnet. Er definiert sie als eine gegen die geschichtliche und nihilistische Welt geistig erkämpfte menschliche Oberwelt. In ihr geschieht die Gewinnung von Kunst nach dem „Gesetz eines Aufbaues des

Seins vom Formalen aus". Das Formale ist also kein Akzidenz, keine sekundäre Erscheinung; denn: „das Wesen, das wirkliche Sein, die Substanz des Kunstwerkes ist seine Form". Nietzsches These, man sei „um den Preis Künstler, daß man Das, was alle Nichtkünstler ‚Form' nennen, als *Inhalt*, als ‚die Sache selbst' empfindet . . ." ist durch Benn bewiesen, dessen Dichtung nicht eine bestimmte Form hat, sondern eben Form ist. Das sei an einem Beispiel deutlich gemacht. Die erste Strophe eines Herbstgedichtes von Benn lautet:

„Tag, der den Sommer endet,
Herz, dem das Zeichen fiel:
Die Flammen sind versendet,
Die Fluten und das Spiel . . ."

Der Dichter setzt sofort ein, ohne Einleitung, ohne Erklärung. Zweimal flackert ein Hauptwort auf: *Tag*, dann schwächer: Herz. Der hoffnungsvolle Auftakt klingt schnell in einer Kette von E-Lauten ab. Noch einmal ist im a von „Flammen" etwas Helligkeit, aber sie wird in Flut zu u verdunkelt und verlischt im i des Wortes Spiel. Wir sehen, daß hier die Worte gleichsam selbst die Eigenschaften der Dinge annehmen, von denen sie sprechen. Sie sind nicht mehr nur Inhalts- und Verständnisträger, sondern wirklich „Existenz an sich, Ausdruck, Miene, Hauch". Es gibt in diesen Versen nicht die Hilfskonstruktion der Metapher. Die Identität des Herbsttages mit dem alternden Dichter ist in der Form der Aussage unmittelbar gegeben:

„Tag, der den Sommer endet,
Herz, dem das Zeichen fiel . . ."

Die gegebene Wirklichkeit wird nicht paraphrasiert, sondern im Gedicht erstellt. Das Gedicht ist Wirklichkeit.

Benn definiert Kunst als „Entstehung von Wirklichkeit aus einer ökonomisch verfahrenden Transzendenz". Diese Transzendenz ist *subjektiv* erfahrbar als Formtrieb, der den Künstler nicht ruhen läßt, bis die Gestalt seines Werkes vollkommen ist. Diese Transzendenz ist *objektiv* erfahrbar am Werk selbst, das uns als verbindliche, dauernde und überlieferbare Form begegnet. Das Kunstwerk bedarf keiner Ergänzung, es steht für sich, sagt nur sich selbst und ist vollendet. In der Genauigkeit der Wortgefüge, in der Seltenheit der Bestandteile, in der Übereinstimmung des Ganzen liegt seine innere Tugend, seine Schönheit. Die Kunst ist „die letzte Transzendenz innerhalb des großen europäischen Nichts".

6. Der Artist

Die Konsequenz dieser Einsicht ist eine hohe Einschätzung der Künstler, die der „formfordernden Gewalt des Nichts" antworten und „aus der Sinnlosigkeit des materiellen und geschichtlichen Prozesses" als „Beauftragte der Form-

vernunft" eine „neue Realität" erschaffen. Der Dichter erfährt dabei „die Transzendenz der schöpferischen Lust", den Zusammenhang „zwischen dem europäischen Nihilismus und der dionysischen Gestaltung", der für die großen Dichter des 19. Jahrhunderts (Nietzsche, Flaubert, Baudelaire, Rimbaud u. a.) typisch ist.

Der Künstler „erkämpft aus der Antithese aus Rausch und Zucht" die neue Kunst. Benn legt in der zweiten Phase des Expressionismus den Schwerpunkt auf Zucht. Rückschauend bekennt er: „Form und Zucht steigt als Forderung von ganz besonderer Wucht aus jenem triebhaften, gewalttätigen und rauschhaften Sein, das in uns lag und das wir auslebten, in die Gegenwart auf." Alle diese Bemühungen um Form, um Objektivität, um räumlich-geistige Ordnung und künstlerische Abstraktion faßt Benn in dem Begriff „Artistik", „Wortkunst des Absoluten" zusammen. Die ersten Spuren finden sich „bei Pascal, der von Schönheit schaffen spricht durch Abstand, Rhythmus, Tonfall, ‚durch Wiederkehr von Vokal und Konsonant' — ‚die Schwingungszahl der Schönheit' sagt er und: ‚Vollkommenheit durch die Anordnung von Worten'. Dann wurde diese Lage durch Flaubert berühmt, den der Anblick einiger Säulen der Akropolis ahnen ließ, ‚was mit der Anordnung von Sätzen, Worten, Vokalen an unvergänglicher Schönheit erreichbar wäre', in Wahrheit nämlich glaubte er nicht, daß es in der Kunst ein Äußeres gibt."

Artistik heißt Arbeit, äußerste Präzision in der Materialverwertung, strengste geistige Durchdringung, Wille zum Ausdruck, Wille zum Stil. Dieser ist „der Wahrheit überlegen", weil er den Beweis seiner Existenz und Gültigkeit in sich trägt, während die Wahrheit erst geprüft und bewiesen werden muß. Benn stellt wiederholt den „Positivismus der erarbeiteten, harten und absoluten Dinge . . . dem Positivismus der anonymen Wahrheit, des amorphen Wissens, der fluktuierenden Formeln, der wissenschaftlichen Realität" gegenüber.

Als Artist arbeitet der Künstler rational an der Gestaltung seines Werkes. Seine Götter heißen: Ordnung und Form. Der Lyriker bewegt sich in einem Laboratorium für Worte. Er fabriziert sie und modelliert sie, er baut sie um, lädt sie mit Spannung und stellt neue Verbindungen her. Das Gedicht wird aber nicht aus diesen Teilen montiert, sondern es entsteht aus ihnen nach der Weise organischen Wachstums. Benn hat sich in „Probleme der Lyrik" und in „Ausdruckswelt" ausführlich darüber geäußert. Die „Antithese aus Rausch und Zucht", aus unbewußtem Schaffen und rationalem Formkalkül wird nicht aufgehoben. Das Gedicht entsteht spontan, wird aber kritisch überprüft und umgestaltet: es wächst und wird zugleich verwandelt, umgebaut, formal gesichert, bis es fertig ist, bis es nicht anders lauten kann, als es eben lautet. Erst dann ist es eines von den „abgeschlossenen Gebilden, die nur sich selber sagen

---

HERBERT HEINISCH

Der Sturm auf dem Meere

Foto Gabriele Busch-Hauck

Vgl. die Randbemerkung auf S. 359

und über die unvollkommenen Dinge das Schweigen breiten"; erst dann gehört es der Sphäre des Absoluten, der Ausdruckswelt an.

Fassen wir zusammen: Den Nihilismus in subjektiver Gestalt überwindet der Künstler durch seinen Schaffenstrieb und die Transzendenz der schöpferischen Lust. Den Nihilismus in seiner objektiven Gestalt als Zerfall aller Inhalte und Werte durch das Schaffen von Kunstgebilden, in die das Bewußtsein transzendiert, die jene „artistische, dionysische Kunst" repräsentieren, die, als „die eigentliche Aufgabe des Lebens, die letzte Transzendenz innerhalb des großen europäischen Nichts" ist.

Von dieser Position aus versteht Benn den Nihilismus als „eine innere Realität, nämlich (als) eine Bestimmung, sich in die Richtung auf ästhetische Deutung in Bewegung zu bringen". Diese ästhetische Deutung und die Kunst überwinden den Nihilismus, sie überwinden auch die menschheitliche und individuelle Trauer, die unser eingeborenes Erbteil ist. — Benn ist hier am Ziel angelangt; die Kunst ist die ästhetische Erlösung des Menschen.

7. Melancholie als Grundstimmung des Nihilismus

„Die ästhetische Deutung der Welt überwindet die menschheitliche und individuelle Trauer." Gerade diese Trauer aber, „le soleil noir de la mélancolie" (Nerval) liegt über allen Gedichten Benns und über Benns Leben. Im April 1954 veröffentlichte er im „Merkur" einen Vortrag mit dem Titel „Altern als Problem für Künstler". Er ist sein literarisches Testament: „Die geistigen Dinge sind irreversibel, sie gehen den Weg weiter bis ans Ende, bis ans Ende der Nacht. Mit dem Rücken an der Wand, im Gram der Müdigkeiten, im Grau der Leere lesen sie Hiob und Jeremia und halten sie aus." Und wenig weiter: „Sie werden allein sein, eine Nußschale auf dem Meer, eine Nußschale, aus der es klirrt mit fragwürdigen Lauten, klappert vor Kälte, zittert vor ihren eigenen Schauern vor sich selber, aber geben sie nicht SOS — erstens hört sie keiner, und zweitens wird ihr Ende sanft sein nach so viel Fahrten."

Auch hier folgt Benn seiner Maxime: „Gehe von deinen Beständen aus, nicht von deinen Parolen." Und zu diesen Beständen gehört ja eben die Melancholie und nicht die Erlöstheit von „menschlicher und individueller Trauer", die er postuliert. In diesem Zusammenhang verweist Benn auf Pascal und seinen Aphorismus: „Le moi est haïssable" — das Ich ist das Hassenswerte, ferner auf Kierkegaard. Bei beiden konnte die „tiefe zwiespältige Schwermut durch ihre Wendung zum Religiösen nicht gestillt werden, während die Wendung zum Ästhetischen, auf die Nietzsche hinwies . . . sie erfüllend erscheint".

Den Zusammenhang von ästhetischer Weltanschauung, Schwermut und Nihilismus hat Walter Rehm in seiner Studie „Experimentum medietatis" (München 1947) zu analysieren versucht. „Experimentum medietatis" nennt Augustinus den Versuch des Menschen, sein Ich zum Mittelpunkt der Welt

zu machen. Die Folge davon ist die totale „conversio ad se ipsum", d. h. die ausschließliche Hinwendung des Menschen zu sich selbst. Pascal interpretiert diese Haltung (ebenso wie Augustin) als Abfall von Gott und als das menschliche Urstreben, von der Gnade unabhängig zu werden. Der Mensch, meint Pascal, erhebt sich selbst zur Mitte seines Lebens, statt in Gott, in Christus die wahre Mitte zu suchen. Und eben dieses zu sich selbst abfallende Ich ist in Pascals Augen hassenswert.

Der Begriff des moi haïssable findet sich zweimal in frühen Gedichten Benns und kehrt in verschiedenen Essays wieder. Auch Benn sieht einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Nihilismus und der Konstituierung des aus dem Weltzusammenhang herausgelegten und diesem gegenübergestellten Mittelpunkt-Ich. Er bezeichnet diesen Prozeß als Katastrophe, als abendländisches Verhängnis. „Das Ich, sich zunächst durchaus in die äußere Welt hineinstellend . . . sammelt und konzentriert allmählich das subjektive Lebensgefühl zu der Bewußtheit von einer individuellen Existenz." Es bildet das diskursive Denken aus und erklärt die mit diesem Denken erfaßten und objektivierten Zusammenhänge als „Wirklichkeit". Dadurch hat es zugleich „seine nihilistische Existenz" erstellt.

Benns These, die Schwermut sei durch die Wendung zum Ästhetischen zu stillen, und die These von der ästhetischen Überwindung der „menschheitlichen und individuellen Trauer" konnte nicht halten, was sie versprach, denn der Dichter verharrt im experimentum medietatis: „Das erste Zeitalter schuf Gott nach seinem Bilde", heißt es in der Rede auf Stefan George (1934), „das zweite der Mensch nach seinen Formen". Der Mensch will „sein wie Gott", er versteht sich als „creator", das Ich ist in die Mitte gerückt und somit moi haïssable, Ursache der „nihilistischen Existenz", von Benn beschworen und doch nicht überwunden, weder durch seine Negierung in der Phase I, noch durch seine Anerkennung in der Phase II des Expressionismus.

Was setzt Pascal dem moi haïssable entgegen? Benn zitiert: „Dieu d'Abraham, Dieu d'Isaac, Dieu de Jacob . . .", d. h. den persönlichen, sich offenbarenden Gott. Auch Nietzsche zitierte ja Pascal: „Ohne den christlichen Glauben werdet ihr euch selbst, ebenso wie die Natur und die Geschichte, un monstre et un chaos." Diese Prophezeiung (fährt Nietzsche fort) haben wir erfüllt. Benn, der die geistige Arbeit seiner Generation eine Auslegung des bei Nietzsche bereits Ausgesprochenen und Erschöpften nannte, ist zu dem gleichen Ergebnis gekommen: Mensch, Natur, Geschichte sind ihm zum Monstre und Chaos geworden. Für ihn gibt es — von momentanen Aufschwüngen abgesehen — nur jene Haltung, die er wiederholt mit der Formel umschreibt: „Im Dunkel leben, im Dunkel tun, was wir können —", die Haltung des heroischen Nihilismus.

MARIE LUISE KASCHNITZ

Die Kinder dieser Welt

Die Kinder dieser Welt hab ich gesehen.
Mein Bruder hatte sie eingeladen
Über die sieben Berge zu fahren.
Über die sieben Berge fuhren
Die Kinder dieser Welt.

Auf dem ersten Berg war Jahrmarkt.
Die Kinder riefen, halt an.
Da tanzten über dem Rasenzelt
Milchblaue Bälle mit Nasen.
Haben, riefen die Kinder der Welt.

Auf dem zweiten Berg lief der Sturmwind
Und die Kinder schrien, hol ein.
Sie stampften und griffen ins Steuerrad
Sie ließen die Hupe gellen.
Ich weiß nicht was mein Bruder tat
Um ihrer Herr zu sein.

Auf dem dritten Berg stand die Nebelkuh
Und leckte über das Gras.
Da machten die Kinder die Augen zu
Sie fragten, sind wir nicht blaß?
Wir stürzen in die tiefe Schlucht.
Wer weiß, wer unsre Knöchlein sucht.
Sterben, sagten die Kinder der Welt.

Auf dem vierten Berg war ein Wasser.
Und mein Bruder sagte, vorbei.
Da wollten die Kinder ihn schlagen
Sie sprangen vom fahrenden Wagen
Mitten in den See.
Sie schwammen dort in der Runde
Tief unten am steinigen Grunde
Wie die Kinder der Lilofee.

Auf dem fünften Berg schien die Sonne
Wie sieben Sonnen klar.
Da streckten die Kinder die Arme aus
Und beugten sich weit zu den Fenstern heraus

Mit wehendem Haar
Und winkten und sangen laut dabei
Wie süß die sündige Liebe sei.
Küssen, sangen die Kinder der Welt.

Um den sechsten Berg schlich der Mondmann
Klein und gebückt.
Seinen Hund an der Leine.
Da rückten die Kinder zusammen.
Mein Vater ist verrückt
Mein Bruder hat keine Beine
Meine Mutter ist fortgegangen
Kommt nicht zurück ...

Auf dem siebenten Berg war kein Haus
Und mein Bruder sagte, steigt aus.
Da wurden sie alle traurig
Und ließen die Luftballons los
Und das lieblichste übergab sich
Gerade in seinen Schoß.

Sie gingen eins hierhin, eins dorthin
Die kleinen Fäuste geballt
Und wir hörten sie noch von ferne
Trotzig singen im Wald.

Karte von Sizilien

Ich zeichne Euch den Umriß. Einen Flügel
Wie von der Schulter einer Siegesgöttin.
Den Aufriß, eine Scholle Felsgebirge
Stehen geblieben unterm Glanz der Sonne
Indes mit Tang und Sand und Zug der Fische
Das Meer die süßen Ebenen bedeckt.
Das dunkle Strichwerk meint den Sturz der Hänge.
Flußtäler sieben bleiben ausgespart.
Ein Zackenkranz der Berg, wo Eis und Feuer
Heilige Hochzeit halten. Jetzt rückt näher
Am Abendtisch. Den Ölkrug heb ich auf.
Wo ich die Tropfen fallen lasse, wachsen
Wälder von schwarz und silbernen Oliven.

Wo ich das Brot zerkrümle, weht die Saat
Auf roten Hügeln, weiter Weg der Pflugschar.
Das weiße Salz im Osten ausgeschüttet
Meint Nahrung aus dem Meere, Salz und Fische
Aber das gelbe Mondviertel Citrone im Norden
Schatten der Laubendächer. Süßen Blühduft.
Die roten Pfeile, ausgestreckt im Meer
Dieser vom Festland, dieser von Afrika,
Dieser von Spanien, der aus der Peloponnes
Sind die Schiffswege der fremden Eroberer.
Nun hebt vom Gartenpfad die weißen Kiesel
Zu zweien, dreien. Glänzen sie Euch nicht
Tempeln und Domen gleich im Mondeslicht —
Doch stampf ich mit den Füßen, seht
Wie sie schüttern und tanzen
Wie im Beben der Erde der fällt, der steht.
Die Lampe rück ich fort und wieder her
Und wieder fort. Nun Licht. Nun Dunkelheit.
Glanz und Verderben, ewiger Widerstreit.
Wo ist der kleine Bauer, den ich mir
Aus Brot geknetet? Dieser steht noch immer
Die Hacke in der Hand. Ein wenig tiefer
Gebeugt als zu Beginn. Was ist das Ganze?
Brot, Blut und Stein. Ein Stückchen Abendland.

Wovon wir leben

Wovon wir leben, nicht vom Brot allein.
Auch vom Fluchtsprung der Rehe
Am Abend im Wienerwald
Leicht übers Unterholz
Und schön gestreckt.
Was wird da aufgeweckt?
Welcher alte Stolz?
Oder wenn der Wind an den Wipfeln reißt
Aufblitzende Silberhaut
Wie Schwalbenflügel die Wolken streift
Wenn der alte Strom nach den Ufern greift
Und erwürgt den blühenden Wein
Mit dem tiefen gurgelnden Liebeslaut —
Woran wir sterben
Nicht am Tod allein.

KOMMENTARE

Die Schule in der industriellen Gesellschaft

Seit mit der Reformation die Neuzeit begann, ist die Geschichte der Schule die Geschichte ihres Wachstums, und die Gegenwart, obwohl hie und da als Ende der Neuzeit angesprochen, wird dies Wachstum eher noch einmal antreiben als eindämmen. Für den Volksschulzweig ist der Weg über das Lesen, Schreiben und Rechnen zur Christenlehre aufgestiegen, hat sich in das realistisch-rationale Können und Verstehen des Nützlichen verbreitert, sich in die vorrationalen Gehalte der Volksüberlieferung gewandt und bis in die überrationalen Zeugnisse der Kunst geführt. Der Zweig der „gelehrten Schulen" ist im einzelnen anders, aber doch gleichfalls stetig an Gehalt gewachsen. Dabei sind in beiden Zweigen immer tiefere und zentralere Seelenkräfte angesprochen worden, und namentlich im Volksschulzweig ist die Überzeugung lebendig geworden, daß die eigentliche Mitte des schulpädagogischen Tuns in der sittlichen Erziehung zu liegen habe.

Diese Expansion des Schulwesens wird um so eindrucksvoller, je mehr man gewahr wird, gegen welche Widerstände und Zweifel sie sich durchzusetzen vermocht hat. Die Gegenkräfte andeuten, heißt nicht nur von der Vergangenheit sprechen; denn sie sind, wenn auch variiert, noch heute wirksam.

Eine ihrer Wurzeln liegt darin, daß alles Schulwesen mehr oder weniger öffentlichen Charakter trägt, während doch Aufzucht und Erziehung zuvörderst Sachen der *Familien,* also des privatesten Bereiches sind. Eltern — gewiß nicht empirisch alle, aber doch alle im Natursinne „guten" Eltern — möchten ihre Kinder möglichst „für sich behalten", nicht nur zu deren leiblichem Gedeihen und seelischem Wohl, sondern auch zur Fortpflanzung des Geistes, in und aus dem sie leben, und zur Bestimmung und Bereitung des sozialen Platzes, den die Kinder einmal einnehmen sollen. Sie empfinden dann die Schule leicht als Eingriff der öffentlichen Hand, die sich auf den Nachwuchs legt, um ihn durch Gehalte zu prägen, die gar nicht alle ihre vorgängige Zustimmung gefunden haben, um ihn zu Begegnungen zu führen, deren Wert den Eltern oft fraglich erscheinen muß, und um ihn sozial an Stellen zu plazieren, die den Elternwünschen häufig nicht entsprechen. Für den alten Kampf um die Frage, „wem die Kinder gehören", scheint mir der Antagonismus zwischen der privaten und der öffentlichen Sphäre der prototypische Fall zu sein. Andere Spannungen, die ihn mannigfach überlagern, haben doch ähnliche Polarität wie er: Gegen die im Namen der Allgemeinheit — vor allem des Gemeinwohles und eines gemeinsamen Geistes — auftretenden Strebungen zur kräftigen Sammlung, ausgleichenden Vereinigung und gelenkten Zuteilung der erzieherischen Potenzen lädt sich immer auch der andere Pol auf, der — gerade in der Erziehung — die intimeren Bereiche nicht gestört, das Partikulare nicht vergewaltigt, das Individuelle erhalten und das Persönliche geachtet wissen möchte.

In lockerem Bündnis mit dieser abwehrenden Gegnerschaft findet sich oft ein zweites, skeptisches Grundmotiv. Es beruft sich etwa auf Goethes Satz, „daß man nichts lerne außerhalb des Elementes, welches bezwungen werden soll". Die Schule hat ja ihr Wesen darin, daß sie die Kinder noch vor der Eigenmacht der im *Leben* zu bezwingenden Elemente schützt. Sie soll also gleichsam im Trocknen schwimmen lehren, und wir wissen, wie schwer das geht. Darum müssen sich die Schulen bis heute sagen lassen, daß sie die Bildungskräfte des Lebensernstes nicht ersetzen können; jede Ausweitung der Schule bedeute einen weiteren Schritt auf dem Wege, der die Jugenderziehung dem Leben und der Erfahrung seiner nicht vorwegnehmbaren Sinngehalte entfremde.

Was die Schule trotz dieser Abwehr und Skepsis sich immer mehr hat auswachsen lassen und heute erst recht auf ihre Fortentwicklung hindrängt, kann man gleichfalls wohl generell kennzeichnen: Unsere Kultur faltet sich in die Zivilisation so auseinander, daß immer weniger Stellen unseres Lebens ihre Sachgehalte und Sinnbezüge noch anschaulich und erlebbar enthalten. Was jeweils hier und jetzt sich bietet und getan werden soll, wird immer abgeleiteter, zerfaserter und spezialisierter, vermag darum immer weniger für sich selbst zu sprechen. In der Zivilisation lassen sich wahrer Halt und Sinn des Lebens vielfach nur noch zerstückt, verkürzt oder verkehrt erfahren, darum ist sie keine reine und klare Lehrstatt mehr. Man braucht sich nur als Kind auf einen Bauernhof vergangener Zeiten versetzt zu denken, wo die Lebensbezüge sich anschaulich darboten, wo man fragen, spielend helfen, vom Sinn der Dinge in deren Anwesenheit erzählt bekommen konnte, und dann — wieder als Kind — in eine moderne Großstadtstraße, eine Montagehalle oder gar ein Büro, wo man anfangs zwar vielleicht fasziniert sein, bald aber sich verloren fühlen und innerlich frieren würde — und man braucht sich nur beidemal zu fragen, wieviel Schutz und seelische Sondernahrung solchem Kinde nötig sind, um mit zwei Bildern aus dem uns geläufigen Abschnitt der Entwicklung zu erfassen, worum es geht. Zwar gibt es die Familie noch; ihr innerer Zusammenhalt hat sich in unserer Gegenwart sogar eher verstärkt als geschwächt. Dennoch ist sie immer ärmer an anschaulichen Lebensbezügen geworden. Seit langem schon wird die aushäusige Arbeit des Vaters in ihr kaum noch verspürt, weder in ihrer Sachbezogenheit noch in ihrem Ethos, und auch der abendliche Familienkreis, in dem die überlieferten Lebensdeutungen zur Sprache kommen, hat sich immer mehr gelockert. Am heilsten ist das Leben noch im Dasein der Mutter gegenwärtig. Aber auch ihr Dasein verarmt immer mehr an anschaulich überzeugenden Beziehungen. Das, womit sie z. B. die Familie nährt und kleidet, wird immer fertiger geliefert, und auch ihre Erholung und Erbauung kann Kinderseelen immer weniger miternähren.

In eben dem Maße nun, in dem unser Leben seine unmittelbar aufschließenden Kräfte verliert, nötigt es uns, unsere Kinder abseits zu nehmen, sie einzuhegen und ihnen die bewahrten Sinngehalte eigens zu ordnen und zuzubereiten, so daß diese wieder entwirrt, auf ihre Ursprünge zurückgeführt und faßbar werden. Das allgemeine Denken und das gemeinsame Handeln sind dieser Nötigung, wenn auch zögernd, so doch Schritt um Schritt gefolgt. Es gibt im Abendland kaum einen Vater mehr, der sich zutraut, seinen Kindern die Elemente der Kultur durch sein eigenes Dasein und erzieherisches Wirken zu repräsentieren, kaum eine Mutter, die nicht dankbar dafür wäre, daß ihr die Obhut über ihre Kinder erleichtert wird, keinen Verband, keine Gemeinde, keinen Staat mehr, der nicht in Bewußtsein und Tat daraus

die Konsequenzen gezogen und also Schulen eingerichtet, auf alle Kinder ausgedehnt, die in ihnen zu lehrenden Gehalte und das zu vermittelnde Können schrittweise erweitert und infolgedessen einen immer größeren Teil der Jugendzeit in die Schulen hineingezogen hat oder, soweit er das alles oder einiges davon nicht selbst tut, diese Entwicklung doch hinnimmt, im Grunde bejaht und zu beeinflussen sucht.

Freilich sind nun Gehalte und Gestalt, die unser Schulwesen dabei wirklich auf- und angenommen hat, keineswegs aus einem Guß, sondern haben historische Schichten, die unter der Vorherrschaft verschiedener Geistesrichtungen und politischer Kräfte geformt wurden, und sind in jeder dieser Schichten ein in mannigfachem, oft pendelndem Ausgleich divergierender Tendenzen entstandenes Mittleres, das von keinem der kultur- und schulpolitischen Gesichtspunkte aus einen durchaus befriedigenden Anblick gewährt, wenn auch die Unzufriedenheit sich auf sehr verschiedene Lücken und Schwächen des Ganzen beruft und ihnen mit Mitteln aufhelfen will, die einander in ihrer Anwendung oft ausschließen. Zum anderen aber pflegt dies Mittlere, wenn es sich institutionell verwirklicht hat, die Resultante von Komponenten zu sein, die sich inzwischen schon wieder verändert haben. Das ist unvermeidlich und ereignet sich mehr oder weniger spürbar in jedem Lebensbereich: Die Form zu finden oder umzugestalten, braucht so viel Zeit, daß sie danach auch im günstigsten Falle den Anforderungen von gestern entspricht. Aber das Schulwesen leidet doch unter dieser Verzögerung in besonders hohem Maße und aus besonderen Gründen. Es hat ja, da seine inhaltlich wichtigste Aufgabe in der Überlieferung besteht, einen unaufhebbar konservativen Zug: es lehrt notwendigerweise Lebensgehalte, mit denen die Vergangenheit auf die Forderungen ihrer geschichtlichen Lage geantwortet hat, und das wirkt sich auch auf die Ordnungen, Einrichtungen und Lebensformen aus, in denen die Überlieferung geschieht. Zudem ist es ja die alte Generation, die in den Diskussionen der Parlamente und in all den anderen Weisen, auf die sie das Heft in den Händen hält, sich ihrer vergangenen Jugend und Schulzeit erinnern muß, wenn sie über die Schule nachdenkt und entscheidet, und dann oft besten Gewissens das damals Bewährte noch für richtig hält, obwohl die Voraussetzungen sich gewandelt haben.

Es fällt der Allgemeinheit schon nicht leicht, sich ihren eigenen Lebenszustand klar zu machen — sie bewahrheitet damit die soziologische These, daß das Bewußtsein hinter dem sich wandelnden Sein zurückbleibt —, erst recht aber wird es ihr schwer, aus diesem gewandelten Zustand die Konsequenzen für das Schulwesen zu ziehen; und da die Entwicklung in unseren Tagen sehr rasch verläuft, wird der Abstand zwischen dem heutigen Zuschnitt der Schule und der Wirklichkeit, in der die Erziehung der Jugend sich wird bewähren müssen, immer größer.

Von den Fakten, denen die Schule heute nur ungenügend gerecht wird, seien hier drei genannt, die in ihrem Ursprung zusammenhängen. Das erste (vielleicht das primäre) ist dies, daß die *Arbeitswelt* sich gewandelt hat und schnell weiterentwickelt: die Produktion (namentlich die industrielle, aber auch die landwirtschaftliche), die Güterverteilung und die Verwaltung werden immer mehr technisiert und rationalisiert, die Arbeitsteilung darin spezialisiert die Funktion des einzelnen immer mehr und fügt sie in ein immer mehr sich differenzierendes Ganzes ein.

Das zweite Faktum besteht darin, daß der *demokratische Staat* jedermann in die politische Mündigkeit ruft. Soll die freiheitliche Ordnung sich halten, so muß jeder miturteilen und in innerer Selbständigkeit seine Mitverantwortung für das Ganze begreifen und ergreifen.

Das dritte Faktum endlich ist der rasche Schwund der erzieherischen Kräfte, die der einfache Umgang der Menschen miteinander und mit den Dingen hat. Davon war schon die Rede. Aber gegenwärtig springen nun in die Lücke, die durch diesen Schwund entstanden ist, mit ganzer Macht alle die *zivilisatorischen Reize* ein, die durch die Technik ermöglicht, wenn nicht gar erst erzeugt, und unter der Vorherrschaft des reinen Gewinnstrebens verbreitet werden, erbauende Besinnung und Eigentätigkeit durch zerstreuenden Konsum ersticken und die Muße um ihren menschlichen Sinn zu bringen drohen.

Daß das westdeutsche Schulwesen diesen Geschehnissen, die das moderne Leben so einschneidend neugestalten, besser als bislang zu antworten fähig werde, ist wohl der Grundsinn, der in den ihm heute innewohnenden Entwicklungstendenzen waltet. Es geht dabei sowohl darum, die Kinder und Jugendlichen besser vor Gefahr zu behüten und Gegenkräfte in ihnen zu wecken, als auch darum, sie auf ein verantwortlich mitgestaltendes Mitleben in der veränderten Welt positiv vorzubereiten. Das zeigen besonders drei Stellen, an denen sich solche Tendenzen regen.

Die erste von ihnen[1]) ist das moderne Schicksal der kleinen Kinder zwischen Geburt und Schulzeit; denn der Strukturwandel unseres Lebens hat schon ihre Umwelt tief verändert. Hygiene und höherer Lebensstandard haben ihre Sterblichkeit sehr vermindert, aber der behütete Raum, den sie brauchen, ist enger und unsicherer geworden, und was ihnen erlebbar begegnet, ist den Bedürfnissen ihres seelischen Wachstums weniger gemäß, ist ihnen fremder und verwirrender als ehedem. Die Berufstätigkeit der Frauen bewirkt, daß heute in Westdeutschland jedes fünfte Kind tagsüber ohne Mutter ist und daß diese Mütter, auch geistig durch die Berufsarbeit beansprucht, die pflegerischen und erzieherischen Aufgaben ihrer Mutterschaft schwerer zu erkennen und zu bejahen vermögen als früher. Aber das Auseinanderklaffen von moderner Arbeitswelt und häuslichem Kreise bewirkt, auch wenn die Mutter keinem Beruf nachgeht, daß, wie schon angedeutet, ihr Dasein an pflegerischen und aufschließenden Kräften verliert und der Vater sie kaum noch hat. Die dingliche, technisierte Umgebung des kleinen Kindes wird seinem Verständnis immer unzugänglicher, die Straße immer gefährlicher. In der Stadt vor allem beengt der Mangel an Wohnraum und an Spielplätzen Bewegungsdrang und Unternehmungslust. Geborgenheit also und die Möglichkeit, sich der Umwelt vertrauensvoll zu öffnen, tätiger Umgang mit geeigneten Dingen, der das eigene Können und dessen Grenzen unverwirrt erfahren läßt und die Bereitschaft zu besinnlichem Schaffen ermutigt, das sind elementare Bedürfnisse des frühkindlichen Wachstums, deren Erfüllung durch das moderne Leben immer mehr erschwert wird.

Daher bedarf die Familienerziehung der Kinder schon vor dem ersten Schuljahr der Ergänzung und Bereicherung. Die *Kindergärten* könnten sie geben; sie sind für diese Aufgabe seit langem theoretisch gerüstet und haben sich im ganzen durchaus bewährt. Aber ihre Zahl und Größe langen heute bei weitem nicht mehr aus; sie müssen erheblich vermehrt und erweitert werden. Freilich sollen sie ein freies Angebot an die Eltern bleiben; die Gunst der häuslichen Verhältnisse ist heute so mannigfach gestuft, daß die Kinder der außerhäuslichen Behütung in sehr verschiedenem Grade bedürfen, und für die Entscheidung darüber, ob das der Fall ist, werden die Eltern trotz ihrer häufigen Kurzsichtigkeit und Leichtfertigkeit am zuständigsten bleiben.

Aber das Angebot sollte so großzügig sein, daß mindestens in den großen Städten jedes Kind für einige Vormittagsstunden im Kindergarten sein kann, und verantwortungsbewußte Eltern sollten diese Möglichkeit auch um des Beispiels willen ergreifen: es darf keinen Prestigeverlust bedeuten, wenn man sein Kind in den Kindergarten bringt. Das wird um so weniger der Fall sein, je mehr die Kindergärten sich über den Charakter reiner Bewahranstalten erheben und ihre von Fröbel begründete und von Deutschland aus weltweit verbreitete Pädagogik intensivieren. Dazu brauchen sie nicht nur freundliche, kindgemäß ausgestattete und mit gutem Spiel- und Beschäftigungsmaterial versehene Räume, sondern vor allem Kindergärtnerinnen in solcher Zahl, daß sie vom Massenanspruch der Kinder nicht erdrückt und entmutigt werden, und mit einer Ausbildung und einer wirtschaftlichen Stellung, die ihrer diffizilen, Hingabe und Frohsinn erheischenden Aufgabe entsprechen. Dann werden sie auch dazu helfen können, daß der Kindergarten nicht beziehungslos neben dem Elternhause steht, sondern daß die Kinder frei und unbeschwert von dem einen Bereich in den anderen gehen und beide zusammen als ihre Welt empfinden können. Dann werden sie sich im allgemeinen auch so entwickeln, daß sie nach ihrem sechsten Lebensjahre schulreif sind.

Gegenwärtig ist das bei über einem Zehntel der Kinder nicht der Fall, und der Grund dafür liegt, wie mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden darf, eben in den pädagogischen Mängeln der heutigen frühkindlichen Umwelt. Darum würde es auch wenig helfen, die Schulpflicht generell ein Jahr später beginnen zu lassen, und die große Mehrheit der schulreifen Sechsjährigen, denen die Grundschule in der sie bedrängenden Umwelt gute Hilfe geben kann, würde schwer benachteiligt. Aber einer solchen Hilfe bedürfen die schulunreifen Kinder, die eben meist milieugeschädigt sind, erst recht. Sie sollten also in eigenen, nun der Grundschule angegliederten Schulkindergärten Gelegenheit erhalten, sinnvoll spielend ihre Kräfte zu üben, bis sie schulreif sind. Freilich wiederum nur dann, wenn die Eltern einverstanden sind; denn es gibt ja häusliche Verhältnisse, in denen das Kind die ihm noch fehlende Schulreife in Ruhe gewinnen kann. Schulkindergärten sind mancherorts schon mit gutem Erfolg eingeführt und in einigen Ländern auch gesetzlich begründet; aber ihr weiterer Ausbau ist dringend zu wünschen.

Die Grundschule, die seit dem Beginn der Weimarer Republik die ersten vier Schuljahre aller Kinder in sich vereinigt, ist in ihren Aufgaben pädagogisch hinreichend geklärt und würde sie deshalb ohne Beeinträchtigung und Störung erfüllen können, wenn es genug Schulräume und genug Lehrer gäbe und wenn nicht namentlich das letzte Grundschuljahr durch die an seinem Ende liegenden Aufnahmeprüfungen für die Mittleren und Höheren Schulen beunruhigt würde. Die Übergänge in die „weiterführenden" Schulen und die trennende Auslese der Kinder dafür werfen ein ernstes und gegenwärtig sehr umstrittenes Problem auf. Es soll hier übergangen[2]) werden, weil zu seiner Behandlung noch andere als die drei erwähnten Grundfakten aus dem Wandel der Gesellschaft in Betracht gezogen werden müßten.

Wie aber auch die Frage der Übergänge gelöst werden mag, immer wird die überwiegende Anzahl der Kinder jene Schulform füllen, die heute *Volksschul-Oberstufe* heißt. Das ist die *zweite* der Stellen, an denen die Entwicklung auf Erweiterung drängt.

Viele Verfassungen sprechen heute aus, jedes Kind habe ein Recht auf allseitige harmonische Ausbildung seiner Anlagen. Das darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß unser Gesellschaftsgefüge noch lange genötigt sein wird, das Maß an Bildung und die Muße, die es dafür der Jugend gewährt, nach den Anforderungen der Arbeitswelt zu bestimmen, d. h. die Schulzeit früher enden zu lassen, als einem wirklich gerundeten seelischen und geistigen Wachstum gut wäre, und die jungen Kräfte schon früh in die Arbeit einzuspannen. Eine vom modernen Arbeitsdruck freie Jugendzeit, die bis etwa zum 18. oder 20. Lebensjahre eine ruhige und harmonische Entfaltung ermöglicht, wird noch lange ein Privileg bleiben, dessen Verleihung der Rechtfertigung durch eine sorgsame, verantwortbare Auslese bedarf.

Aber die Kinder, denen dies Vorrecht gegenwärtig nicht zu Teil wird, die Volksschüler also, verlassen die Schule heute zu früh; sie sind für die moderne technisierte und spezialisierte Arbeitswelt zu jung. In unseren Tagen wiederholt sich etwas von dem, was der ersten Phase der Industrialisierung, als sie sich der Kinderarbeit bediente, Schande gemacht hat.

Zwar[3]) ist noch nicht abzusehen, wie weit und wie schnell die Fertigungsvorgänge sich in der Richtung auf den vollautomatischen Betrieb entwickeln, der vom Menschen nur noch im großen gesteuert und überwacht zu werden braucht, um so mehr aber seine Verantwortungsfähigkeit beansprucht. Doch schon bei der heutigen Spezialisierung der dem einzelnen zufallenden Verrichtungen ist die Rolle des arbeitenden Menschen anders als die des früheren Handwerkers. Während es früher genügte, daß der Lehrling in einer langen Lehrzeit bestimmte gleichbleibende Verfahrensweisen lernte, kommt es heute immer mehr auf die Schulung der allgemein-technischen Intelligenz, der Anpassungskraft, Aufmerksamkeit und Wendigkeit an, aber auch auf den Sinn für die Einordnung an wechselnden Plätzen in ein oft vielverzweigtes Ganzes und auf die Kraft zur Mitverantwortung für einen umfassenden Bereich. Und die technisierte Produktionsstätte vermag die Kenntnisse, das Verständnis und die Haltung, die dafür erforderlich sind, bei dem Hineinwachsenden meist nicht mehr aus eigener Kraft zu erzeugen. Erst recht fehlt den meisten modernen Betrieben die behütende erzieherische Kraft, die einer guten Werkstatt eigen war; der junge Mensch ist heute seelischen Belastungen, die sein Gedeihen stören und ihn frühzeitig gefährden, stärker als früher ausgesetzt. Die in jüngster Zeit festgestellten Veränderungen im leiblichen und seelischen Wachstum vergrößern diese Gefahr.

In der Landwirtschaft steht der junge Mensch zwar vielfach noch in einem Arbeitsprozeß, der durch die Teilnahme der ganzen Familie bestimmt wird; auch in den weiteren menschlichen Beziehungen bleibt er stärker mit seinem Beruf verbunden als der Städter. Andererseits ist die Landwirtschaft heute nicht nur durch die zunehmende Technisierung ihrer Produktionsweisen, sondern auch durch ihre wachsende Verflechtung vor neue Aufgaben gestellt. Um ihnen gerecht werden zu können, braucht der landwirtschaftliche Nachwuchs eine gründlichere Allgemeinbildung. Die bloße Teilnahme der Vierzehnjährigen an der praktischen Arbeit kann diese Aufgabe nicht erfüllen.

So sind weder in der Stadt noch auf dem Lande die heute mit vierzehn Jahren aus der Volksschule entlassenen Jugendlichen reif genug, um schon in einen Beruf moderner Prägung einzutreten. Sie können in diesem Alter geistig noch nicht hinreichend geübt, technisch-intellektuell noch nicht genügend vorgebildet, im Willen zur Verantwortung noch nicht ausreichend erzogen und seelisch noch nicht widerstandsfähig

genug sein, um sachlich und menschlich die Anforderungen zu bestehen, die ihrer im Beruf warten. Sie brauchen eine längere Zeit, um zu lernen und zu reifen.

Je mehr sich die Arbeit technisiert und spezialisiert, je einseitiger sie also den Menschen beansprucht und je weniger sie ihn deshalb zu sich selber kommen läßt, um so bedeutungsvoller wird überdies die *Freizeit*. Die Schule hat früher manches tun können, um auf sinnvolle Muße vorzubereiten. Heute ist das, was dem Jugendlichen bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr von der Schule an Gewöhnung, Anregung und Richtung mitgegeben werden kann, dem Angriff der billigen Gelegenheiten zu zerstreuenden Vergnügungen nicht mehr gewachsen. Die Mußezeit der jungen Menschen droht im Konsum dieser Angebote aufzugehen; Besinnung und eigenes Tun werden damit gelähmt. Zwei weitere volle Schuljahre in einem Lebensalter, in dem das Urteil erst reift und in dem der junge Mensch für die besonnene Hilfe verantwortlicher Erwachsener besonders empfänglich ist und ihrer besonders bedarf, könnten dazu beitragen, daß die arbeitsfreie Zeit im späteren Leben tieferen Gehalt gewinnt.

Schließlich sind *politische Erziehung* und Bildung bei Kindern bis zum vierzehnten Lebensjahr nur in Vorformen möglich. Sie reichen nicht aus, um Verständnis für den Sinn staatlicher Gemeinschaft zu wecken und Mitverantwortung im politischen Leben anzubahnen. Das ist nur an Fragen möglich, um die es in der politischen Gegenwart geht, und deren Verständnis ist an erste Einsichten in geschichtliche Bewegungen und Zusammenhänge gebunden, also vor dem fünfzehnten Lebensjahr, in dem diese Einsichten erst zu entstehen pflegen, kaum zu erreichen. Soll die politische Bildung der Jugendlichen bei erwachtem Verständnis in Ruhe und in dem nötigen Abstand von den Auseinandersetzungen der Erwachsenenwelt geschehen, so kann das nur in einer Schule geleistet werden, die über das vierzehnte Lebensjahr hinausgeht.

Sowohl die Aufgabe, auf die moderne Arbeitwelt vorzubereiten, als auch die Vorsorge für eine sinnvolle Freizeit und die Erfordernisse der politischen Bildung drängen darauf hin, die Volksschule durch ein *neuntes* und ein *zehntes Schuljahr* auszubauen. Alle Zweige der Wirtschaft sind, wenn auch mehr oder weniger, im Begriff, das einzusehen.

Kritiker der Schule warnen hie und da noch vor einer fortschreitenden „Verschulung" des Daseins, sie glauben, daß auch für Jugendliche „das Leben die beste Schule" sei. Aber diese Meinung gilt eben nicht mehr für das Leben Vierzehn- bis Sechzehnjähriger in einem modernen Betrieb. Inzwischen haben auch Erziehung und Unterricht in den Schulen sich nicht ohne Erfolg um größere Lebensnähe bemüht, und die Aufgabe eines neunten und zehnten Volksschuljahres wird nicht zuletzt darin bestehen, nach weiteren Brücken zwischen Schule und Leben zu suchen.

Es kann gewiß nicht darum gehen, nur die Lehrinhalte von acht Volksschuljahren auf neun oder gar zehn Jahre zu verteilen, auch nicht darum, die gewohnten Unterrichtsweisen und Formen des Klassenlebens einfach fortzusetzen, erst recht nicht darum, sich an die Lehrpläne und Methoden der weiterführenden Schulen anzulehnen. Es gilt, eigene Wege zu finden. Dabei werden die neuen Schuljahre eine Geselligkeit pflegen können, die unmittelbare Anregungen für das Jugend- und Erwachsenenleben geben kann; auch Anleitungen im rechten Gebrauch der modernen Angebote zur Unterhaltung werden ihrer Aufgabe entsprechen. Vor allem jedoch sollte die Arbeit der Hand in den neuen Schuljahren noch intensiver als zuvor gefördert werden, nicht um die praktische Berufslehre vorwegzunehmen, sondern um die allgemeinen Grund-

erfahrungen mit Stoff und Werkzeug zu vertiefen und dem jungen Menschen gerade in dieser Zeit der Reife Wege zu eigener Tätigkeit zu öffnen.

Im Ganzen also sollten diese neuen Schuljahre sich durch ihre Akzente und durch ihre Atmosphäre deutlich von den bisherigen unterscheiden, und zwar vor allem dadurch, daß sie in ihren Gehalten und ihren Lebensformen der Welt der modernen Arbeit näher rücken, ohne dadurch an Kraft zu behütender Menschenbildung einzubüßen.

Tut nun aber die Schule heute wenigstens in den früheren Schuljahren genug, um die Kinder zu behüten? Das ist die Frage, aus der eine *dritte* Entwicklungstendenz entspringt. Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts bergen alle deutschen Schulen ihre Schüler nur noch am Vormittag. Das hat zunächst die meisten Kinder glücklicher gemacht und ihre Entwicklung im freien Tummeln und Spielen gefördert. Inzwischen sind jedoch die inhaltlichen Anforderungen an die Schule weiter gestiegen, und die Hoffnung, man könnte ihnen gerecht werden, wenn man immer mehr Unterricht in immer krauserer Folge in den Halbtag preßt, ist fast schon pure Illusion. Vor allem aber hat der freie Nachmittag für viele Kinder seine Fruchtbarkeit seither verloren; ohne ein von der Mutter gehütetes Haus, oft ohne einen ruhigen Wohnraum sind sie der Straße, dem Kino, dem Radio, dem fragwürdigen Angebot der Kioske und unkontrollierten Zusammenrottungen ausgesetzt, die ihre Entwicklung stören. Deshalb gewinnt in Westdeutschland der Gedanke neuen Boden, die Schule solle auch über den Unterricht hinaus die Schüler so lange betreuen, bis sie am Spätnachmittag in die Obhut ihrer Familie zurückkehren können. Man plant und propagiert sogenannte *„Tagesheimschulen"*, in denen die Kinder gemeinsam zu Mittag essen, ihre Schularbeiten unter Aufsicht erledigen, Gelegenheit zu Spiel und Muße finden und sich in der Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten besser üben können, als das in einer reinen Unterrichtsanstalt möglich ist. Gewiß gibt es viele Kinder, die das nicht brauchen, weil ihr Elternhaus sie behütet, aber auch viele, für die ein solches Tagesheim geradezu eine Rettung wäre. Man darf vielleicht hoffen, daß sich mit der Stabilisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse die heutige Proportion zwischen diesen beiden Kategorien wieder zugunsten der ersteren verschiebt. Aber namentlich in den großen Städten und für die sogenannten Fahrschüler wird ein erheblicher, heute ganz unbefriedigter Bedarf an Tagesheimschulen bestehen bleiben.

Angesichts dieser Not geht es wohl nicht an, die Ganztagsschule einfach für einen tödlichen Angriff auf den jungen Menschen zu erklären, wie das „Sonntagsblatt" es im letzten November getan hat; viel eher kann es tödlich sein, Kinder für einen halben Tag aus jeder Hut zu entlassen. Es ist auch nicht wahr, daß der Schulnachmittag die Kinder dem Elternhaus entfremde; im Gegenteil sind dann Spätnachmittag und Wochenende nicht mehr von Schulsorgen belastet. Dafür — und für die sittigende Kraft, die ein behütetes Zusammensein während der Mahlzeiten, der Schularbeiten und der Spiele hat — sind Nordamerika, England und Schweden, wo überall die Tagesheimschule die Regel ist, überzeugende Beispiele, die uns beruhigen und trösten können. Möglicherweise werden wir bald dankbar dafür sein. Denn wenn die Fünftagewoche auf die Schule übergreift — was pädagogisch gewiß nicht erwünscht, beim weiteren Wandel unserer Arbeitsstruktur aber vielleicht auf die Dauer unvermeidlich ist —, dann wird unseren Schulen wohl insgesamt nichts anderes übrig bleiben, als an

einigen der fünf Tage auch den Nachmittag einzubeziehen. Es wäre gut, wenn wir dafür durch eigene Erfahrungen gerüstet wären.

Es wäre überhaupt gut, die im Schulwesen sich aufdrängenden Änderungen nicht am grünen Tisch allein zu planen. Manches davon bedarf der vorausgehenden Erprobung; also muß es Versuchsschulen geben[4]). Dies Wort hat bis vor kurzem die Öffentlichkeit nervös gemacht; man empfand sogar schon die angebrachten Korrekturen als unnötige Experimente und verlangte nach jener Ruhe zurück, die früher einmal im Schulwesen so wohltuend herrschte. Das ist gewiß keine unbillige Forderung, aber sie darf doch die dringend nötige Entwicklung nicht unmöglich machen. Man kann deshalb dem Gesamtschulwesen eine ständige Beunruhigung nur in dem Maße ersparen, in welchem man gleichzeitig Versuchsschulen errichtet. Ohne gründliche und ausgedehnte Versuche müßten wir auf die Ausgestaltung des Schulwesens entweder verzichten oder unerprobte Maßnahmen ergreifen. Das erstere ist nicht mehr möglich, das letztere gefährlich.

Hans Bohnenkamp

Anmerkungen: [1]) Vgl. zum Folgenden die beiden Gutachten des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen: 1. „Gutachten zur Erziehung im frühen Kindesalter" (20. 7. 1957); 2. „Schulreife und Schulkindergarten" (13. 6. 1957). — [2]) Hiervon soll ein späterer Aufsatz handeln. — [3]) In den folgenden Absätzen sind Gedanken und Formulierungen der „Empfehlungen zum Ausbau der Volksschule" benutzt, die der Deutsche Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen am 9. 3. 1957 veröffentlicht hat. — [4]) Vgl. die „Empfehlung zur Errichtung von Versuchsschulen" des o. a. Ausschusses vom 2. 7. 1954.

Das Kind muß Kind sein dürfen; es kann ebensowenig auf dem religiösen wie auf einem anderen Gebiete schon selbständig sein. Bis zum Erwachsenenalter hin kann das Wort als Glaubensgrundlage für das Kind nicht isoliert stehen, sondern es kann ihm nur so begegnen, daß es in das religiöse Leben der Eltern gekleidet ist. Der Glaube hat beim Kind mithin keine andere Grundlage als das Wort Gottes. Sonst wäre er kein christlicher Glaube. Das Wort begegnet dem Kind nur in eigener Weise. Darum ist sein Glaube ein rechter Glaube, aber gleichzeitig ein Glaube innerhalb des Lebensbereichs des Kindes und in den Formen des kindlichen Seelenlebens

Eine persönliche Glaubensentscheidung soll man deshalb von den Kindern nicht erwarten, ehe ihr geistiges Leben selbständig geworden ist. Statt dessen soll man ihnen ganz einfach dabei helfen, die Funktionen des Glaubenslebens einzuüben: Sie das Beten lehren, sie daran gewöhnen, Gottes Wort zu hören, sie in die Gemeinschaft der Gemeinde mit hineinnehmen, damit sie teilhaben an Gesang und Anbetung.

Aus dem Bericht der Kommission für Erziehungsfragen des Lutherischen Weltbundes

STIMMEN VON DRAUSSEN

Autorität und Demokratie in Frankreich

André Siegfried, Mitglied der Académie Française und Verfasser berühmter Bücher über England, Frankreich und die Vereinigten Staaten, nimmt im *„Listener"*, der Wochenzeitschrift des BBC, zu dem in Frankreich zur Zeit heiß umstrittenen Problem einer Verfassungsänderung Stellung (6. März 1958).

„Die französische Regierung studiert gegenwärtig einen Plan, nach dem die Verfassung reformiert werden soll. Können wir ein gutes und wirksames Ergebnis von einer solchen Untersuchung erwarten? Es ist sicher schwierig, Frankreich zu verstehen. Die englische öffentliche Meinung hält wahrscheinlich in Bezug auf die französische Politik für richtig, was Macbeth von ihr sagt; nach ihm ist sie ‚eine Geschichte, von einem Idioten erzählt, voll von Geschrei und Wut, die nichts bedeutet.' Ich halte das nicht für richtig. Das französische System ist gewiß nicht besonders effektiv, aber es ist immer intelligent und sehr oft ungemein subtil.

Man kann psychologische Bedingungen aufzeigen, um die französische Haltung zu erklären. Für mich ergibt sie sich aus der römischen Konzeption des transzendentalen Staates, die die Franzosen übernommen haben. In dieser Konzeption beherrscht der Staat den einzelnen. Er ist sogar der Feind des einzelnen, der versucht ist, sich gegen solche übermäßige Macht zur Wehr zu setzen. Wenn man diese Auffassung mit dem englischen Begriff des Staates vergleicht, wird man zu dem Schluß kommen, daß beide Betrachtungsweisen nicht nur verschieden, sondern kontradiktorisch sind. Man muß aber auch beachten, daß die Franzosen den einzelnen für ein denkendes Wesen ansehen. Dieser einzelne beansprucht für sich beständige kritische Gedankenfreiheit, und in diesem Sinn hat er keine politische Disziplin. Selbst wenn diese Unabhängigkeit schöpferisch ist, ist sie sicher keine Quelle politischer Leistungsfähigkeit.

In Frankreich und England haben wir zwei gänzlich verschiedene und einander widersprechende Lagen. Es ist England gelungen, eine Regierungsgewalt zu schaffen, die liberal ist, und zwar handelt es sich hier um einen Liberalismus, der konstruktiv ist. In Frankreich ist das niemals gelungen. Wir haben manchmal Autorität ohne Freiheit gehabt. Aber als wir die Freiheit gewannen, hat diese nicht zur Autorität geführt. Sie wurde sogar auf Kosten der Autorität gewonnen. Ich glaube, daß dieser Unterschied mit der Tatsache in Beziehung gesetzt werden kann, daß England protestantisch und Frankreich katholisch ist.

Die Geschichte bietet eine weitere Erklärung an. Die französische Demokratie wurde aus einer doppelten Revolution geboren: einmal gegen die absolutistische Gewalt des Ancien Régime und zum anderen gegen den Absolutismus der katholischen Kirche. Aus diesem Grunde mißtraut der Franzose, zum mindesten, wenn er auf der Linken beheimatet ist, normaler Weise der Gewalt des Staates: eine mit Macht ausgestattete Regierung erscheint ihm immer der Reaktion verdächtig. Auf der andern Seite ist sein Begriff von Freiheit ein negativer. Das hat ungeheuer stark auf die Gestaltung unserer demokratischen Regierung eingewirkt. Die Franzosen sind der Überzeugung, daß die einzig echte Repräsentation einer Demokratie in dem gewählten Parlament zu erblicken ist. Die Regierung dagegen wird in der Regel beargwöhnt und steht immer im Verdacht, nach absolutistischer Herrschaft zu streben.

Der Gegensatz zu England fällt hier in die Augen, obwohl beide Verfassungen einander ähnlich sind. In Frankreich muß man zwischen dem Staat und der politischen Exekutive unterscheiden. Die letztere ist schwach, und man muß zur Kenntnis nehmen, daß das Volk diesen Zustand wünscht, weil es der Überzeugung ist, daß er mehr Garantien für die Freiheit des einzelnen bietet. Wenn man dagegen den Staat als organisierte Verwaltung betrachtet, dann ist er in der römischen Tradition sehr stark. Wenn bei uns in der Regierung keine stabilen Verhältnisse herrschen, so gibt es Stabilität und Stärke auf dem Sektor, den wir ‚l'Administration' nennen; sie verkörpert sich im Wesentlichen in dem napoleonischen Präfekten (préfet). In einem französischen Département ruht die Stärke des Staates vorzüglich in der Préfecture.

Das Problem der Autorität in der Demokratie wurde zuweilen gelöst, zum Beispiel

durch das französische Kaisertum; aber dann ohne Freiheit. Demgegenüber haben sowohl die Dritte wie die Vierte Republik die Freiheit voll zur Geltung gebracht, aber beide ohne Autorität, und diese Schwäche der Exekutive spiegelt sich hauptsächlich in dem Wechsel der Regierungen wider. Es ist wohlbekannt, daß die französischen Kabinette keine lange Lebensdauer haben. Warum? Im Grunde deshalb, weil zu jeder Zeit das Kabinett die Mehrheit des Augenblickes repräsentieren muß, entweder in ihrem Schwerpunkt oder in ihrer mittleren Linie. So wird es notwendig, daß man eine ständige Wiederherstellung der Mehrheit herbeizuführen sucht. Hier liegt die fundamentale Ursache für den Sturz der Regierungen. Man sollte sich aber darüber klar sein, daß in den meisten Fällen das nächste Kabinett dem vergangenen ziemlich ähnlich sein wird. In diesem Sinn gibt es eine ganze Reihe von Regierungen, deren Gestalt sich jeweils wenig von der der früheren unterscheidet. Wenn man sich die Minister dieser Kabinette vor Augen hält, findet man, daß es dieselben Männer sind, die die teams der vollziehenden Gewalt bilden. Wenn es einen Wechsel in der politischen Tendenz gibt, dann wird auch das team wechseln. Wenn die Politik dieselbe bleibt, bleibt auch das team. Daher kann die mangelnde Stabilität der einzelnen Regierungen durchaus mit einer vollen Stabilität der Exekutive im ganzen zusammengehen. Wenn die Franzosen ihre Leute auswechseln, so wechseln sie doch nicht ihre Politik. Deren Tendenz ist im allgemeinen stetig.

Wie könnte man dieses System reformieren? Es gibt wirksame Mittel, und wir kennen sie. Das erste würde sein, die Gebräuche der Parlamentarier zu ändern, die Art ihres Denkens und Handelns. Das würde einem Wechsel der Vorstellung gleichkommen, die wir sowohl von einem Mitglied unserer Regierung wie von einem gewählten Mitglied des Parlaments haben. Nach meinem Dafürhalten ist es schwierig, die Gebräuche und die Art zu ändern, da das ja bedeuten würde, den Charakter des Volkes selbst zu ändern. Aber wenn wir den Charakter der Franzosen umformten, dann brauchten wir die Verfassung gar nicht mehr zu ändern. Die gegenwärtige Verfassung könnte einer starken Regierung angepaßt werden. Zweitens ist zu bemerken, daß es wohl möglich wäre, ein Heilmittel für die Unstabilität der Regierungen zu finden, wenn man ganz offen eine Präsidialregierung zuließe. Eine solche Form der Regierung wurde in Frankreich durch den Kaiser, Napoleon I. wie Napoleon III., verkörpert. In beiden Fällen besaß die von Parlament und Senat unabhängige Regierung Stärke und Stabilität.

Ich glaube nicht, daß man dieses Mittel heute anwenden kann. Viele Franzosen würden es zulassen, aber der überwiegende Teil der öffentlichen Meinung ist offensichtlich dagegen. Wenn General de Gaulle nicht in der Regierung bleiben konnte, obwohl er ungeheuer populär war, so deshalb, weil er eine Regierung zu schaffen suchte, die weitgehend vom Parlament unabhängig war. Abgesehen von diesen größeren Kuren sind nur Linderungsmittel möglich. Was kann man tun? Man kann die Investitur erleichtern und die Mißtrauensvoten erschweren: dann wäre für die Investitur eine geringere und für das Mißtrauensvotum eine größere Mehrheit erforderlich. Man kann auch darauf bestehen, daß ein Kabinett nicht auch dann seinen Rücktritt anbieten muß, wenn es nur in einer Frage zweiten Ranges in der Minderheit bleibt, während es gegenwärtig nicht so ist. Man kann drittens die Auflösung des Parlamentes erleichtern, indem man anerkennt, daß sie ein normales Verfahren ist. Ich selber halte die Auflösung an sich für keine Lösung, wenn die Wähler dieselben Mitglieder wieder ins Parlament entsenden; aber die Drohung mit der Auflösung muß für die Deputierten eine Warnung sein, eine Regierung nicht zu leicht aus dem Sattel zu heben.

Vielleicht ließe sich auch ein Heilmittel in der Änderung unseres Wahlverfahrens finden. Die proportionale Vertretung hat niemals zur Bildung starker Mehrheiten geführt. Wir sollten zum Mehrheitswahlrecht zurückkehren, entweder durch das System individueller Wahlbezirke oder der Liste im Département. Aber wir sollten uns auch darüber nicht zu viele Illusionen machen.

Man könnte fragen, ob das gegenwärtige System, obwohl es nicht effektiv genug ist, die Zustimmung der Franzosen findet. Dem Augenschein nach mißbilligen die Franzosen ein System, das offensichtlich schwach ist; aber wenn man unter die Oberfläche blickt, so ist die öffentliche Meinung doch damit zufrieden. Was die Leute an diesem System lieben, ist seine Achtung vor der Freiheit der Diskussion, sein Respekt vor Minder-

heiten. An diesen Dingen hängt das Land sehr.

Es ist zuzugeben, daß die Republik Frankreich keine Wirkungskraft und Stabilität in der Regierung gegeben hat, aber bis jetzt hat das Land, um zu Stabilität und größerer Wirkung zu kommen, auch nicht das Opfer jener Atmosphäre von Freiheit auf sich genommen, die ihm wahrscheinlich zutiefst am Herzen liegt. Die Wurzeln des Übels sind damit alt und tief, aber ihnen stehen offensichtliche Vorteile gegenüber, und sie sind letzten Endes mit dem innersten Wesen eines großen Volkes verbunden."

Die Kirchenvögel

Eine Glosse über „Die Kirchenvögel" in der von Reinhold Niebuhr und John Bennet herausgegebenen New Yorker theologischen Zeitschrift *„Christianity and Crisis"* (vom 3. 2. 58) handelt mit Ironie von Erscheinungen, wie sie sich ähnlich auch in deutschen Kirchengemeinden finden. Von den hier geschilderten „Vögeln" kommt nur der „Absetzer", der seine Jungen im Auto zur Kirche fährt, ohne selbst hineinzugehen, bei uns im allgemeinen nicht vor; wir haben den Abschnitt über ihn deshalb ausgelassen.

„Nachstehend geben wir einen Auszug aus dem Jahresbericht der Ornithologischen Gesellschaft zu Ecclesia:

Ecclesiasticus Criticus, der nörgelnde Kirchenvogel. Dieser Vogel ist eine überaus stark vertretene Species. Er findet sich fast in allen Kirchengemeinden. Er ist ein naher Verwandter des aufgeregten Schneehuhns. Denn er regt sich auch leicht auf, und in seiner Aufregung stößt er einen Klageruf aus. Selten genug nimmt er an der Arbeit in der Gemeinde teil. Meist flattert er nur um die Gemeinde herum und läßt seinen nörgelnden Klageruf ertönen. Der klingt halbwegs wie ‚Warum tut Ihr das?' und halbwegs wie ‚Irgendetwas müßte in dieser Frage doch geschehen!' Zeitweise kümmert er sich überhaupt nicht um die Gemeinde. Aber früher oder später ist er plötzlich wieder da und läßt erneut seinen eigenartigen Ruf erklingen. Oft baut er sich in einem schönen Stadtteil der Gemeinde ein gut gefiedertes Nest. Die anderen Vögel behandeln ihn ausgesprochen rücksichtsvoll.

Dodo respiciens, die rückwärtsschauende Dronte. Dieser Vogel ist zwar ein seltsames Tier, aber die Species ist trotzdem gar nicht selten. In Kirchengemeinden, die vor mehr als 25 Jahren gegründet wurden, ist sie stets vertreten. Ganze Scharen dieses Vogels sind in den Kirchengemeinden mit besonderer Tradition vorhanden. Sein Kopf ist meist rückwärts gewandt — der Vogel möchte sich eben seinen früheren Standpunkt jederzeit vor Augen halten können. Jede Änderung irgendwo regt ihn auf. Wenn andere Vögel sich daran machen, neue Nester zu bauen, dann läßt er seinen gewaltigen Alarmruf erschallen. Der klingt ungefähr wie ‚Es geht jetzt nicht mehr zu, wie es vordem zuzugehen pflegte!' Dieser Vogel legt keine Eier. Es könnte ja sonst ein Wechsel in seinen Lebensgewohnheiten eintreten. Er könnte womöglich veranlaßt werden, vorwärts zu schauen. Manchmal werden bisher ganz normale Vögel plötzlich zu Dronten, wenn sie ein bestimmtes Alter erreichen. Wo es zu viele Vögel von dieser Species gibt, kommt u. U. die gesunde Entwicklung einer ganzen Gemeinde zum Stillstand.

Gregarius Conferencius, der Konferenzenfreund. Auf den ersten Blick hat dieser Vogel etwas durchaus Gewinnendes. Er liebt es, unterwegs zu sein. Er flitzt von Gemeinde zu Gemeinde. Bei den großen Vogelkonferenzen, die irgendwo im Lande abgehalten werden, ist er bestimmt anzutreffen. Oft genug bringt er es fertig, sein eigenes Nest und seine Jungen zu verlassen, nur um an solchen Tagungen teilzunehmen und dann dort seine Meinung oder vielmehr das, was nach seiner Meinung die anderen meinen, nach Herzenslust herauszuzirpen. Wenn von gemeinsamem Handeln die Rede ist, gerät er in Enthusiasmus. Aber zum wirklichen Handeln kommt es bei ihm faktisch niemals. Denn er ist viel zu eilfertig, schon wieder an einer anderen Tagung teilzunehmen. In der Regel gibt dieser Vogel überdies allerhand Geringschätzung gegenüber der eigenen Gemeinde zu verstehen. Er sonnt sich in dem Licht, das von den großen Tieren bei den Tagungen auf ihn zurückfällt. Weil er den großen Tieren so oft die Hand, wollte sagen: den Flügel gibt, hat sich der eine Flügel offensichtlich ganz unnatürlich entwickelt.

Statisticus Primus, der große Statistiker. Dieser Vogel ist an seiner großen Vorliebe für Zahlen zu erkennen. Wo Vögel zu Tausenden zusammenkommen, da ist er auch gern dabei. Da zählt er dann unentwegt die Tausende. Er versteht zu addieren, zu dividieren und so den Durchschnitt zu ermitteln. Sein Hauptnahrungsmittel sind trockene Statistiken. Die kann er aber auch in wahren Unmengen vertilgen. Vor kleinen Zah-

len kann man ihm leicht bange machen. Man hat festgestellt, daß er in Raserei gerät, wenn jemand das Wort erwähnt: ‚Wo zwei oder drei versammelt sind ...' Wenn ihm nur mehr Zahlen und höhere Zahlen als im Vorjahr zur Verfügung stehen, dann macht er sich offensichtlich über das, was die Zahlen eigentlich sagen wollen, wenig Gedanken. Das Ansteigen des Kirchenbesuchs in den letzten Jahren hat dieser Species starken Auftrieb gegeben. Wo gar die Zahl der eingetragenen Gemeindeglieder wächst, da gedeiht sie ganz besonders gut.

Pegasus Fidelius, das treuliche Flügelpferdchen. Dieses Tier ist genau gesagt überhaupt kein Vogel, sondern ein Verwandter aus der Familie des Pferdes. Es liebt, lange Jahre hindurch sich schwere Lasten aufzubürden. Deswegen ist sein Rücken zerschunden und hat sich stark mißgebildet. An diesem Rücken kann man es leicht erkennen. Das Weibchen dieser Species kommt in den meisten Kirchengemeinden häufiger vor als das Männchen. Selten nur läßt es seinen Schrei hören, obwohl es immer da anzutreffen ist, wo die meiste Arbeit getan werden muß. Und es lädt sich dann regelmäßig einen zu großen Teil der Lasten auf. Dieses nützliche Wesen muß man sorglich im Auge behalten. Sonst bricht es sich bei seiner großen Arbeitswilligkeit das Kreuz. Denn merkwürdigerweise sind Fälle bekanntgeworden, in denen schon ein kleiner Strohhalm solch einem treuen Flügelpferdchen das Kreuz gebrochen hat. Und ist das erst einmal geschehen, so nehmen diese Tiere niemals mehr irgend eine Last auf. Sie leben dann in stiller Zurückgezogenheit und geben nur noch dann und wann durch ein stöhnendes Seufzen zu verstehen: ‚Ich habe mein Teil getan!' — Seltsamerweise gelingt es meist nicht, das treuliche Flügelpferdchen davon abzuhalten, sich zu viele Lasten aufzuladen ...

Loyalus Laborosus, der rechte Mitarbeiter. Dieser Vogel bringt eine Gemeinde von Wandervögeln eigentlich erst zur Seßhaftigkeit. Da er keinen charakteristischen Ruf und auch kein besonderes Federkleid besitzt, wird er bei seiner Unscheinbarkeit und Demut oft mit einem gemeinen Spatzen verwechselt. Während die anderen Vögel bald hierhin, bald dahin schwirren und auch in wärmere Gegenden enteilen, bleibt Loyalus zu Hause und pickt ganz allmählich auf, was eben aufgepickt werden muß. Wenn andere Tiere auf ihn aufmerksam werden, dann fängt er an zu piepsen, lenkt damit die Aufmerksamkeit ab und verschwindet in die Anonymität der Gesamtheit. Einige Ornithologen wollen bemerkt haben, daß unter bestimmten atmosphärischen Bedingungen und unter den entsprechenden Lichtverhältnissen dieser Vogel so etwas wie einen goldenen Schein um seinen Kopf hat. Die Legende will überdies wissen, daß einer seiner Vorfahren zu den Vögeln gehörte, die der Predigt des Franz von Assisi zuhörten.

Mit Hochachtung unterbreitet

(gez.) Frank M. Weiskel, Schriftführer"

Visionär der zeitgenössischen Kunst

Georges Rouault, dessen Zyklus „Miserere" im diesjährigen Februarheft der „Zeitwende" (S. 135) ausführlich gewürdigt wurde, starb am 13. Februar in seiner Pariser Wohnung. Er war Ehrenkonservator des Museums Gustave Moreau und Kommandeur der Ehrenlegion. In *„Le Monde"* (Wochenausgabe vom 13. bis 19. Februar) widmet ihm André Chastel den folgenden Nachruf.

„Rouault, der eben mit siebenundachtzig Jahren gestorben ist, war schon lange eine legendäre Gestalt. Er lebte zurückgezogen und malte noch vom Evangelium her befriedete Landschaften. Seit zehn Jahren folgten sich seine Rückschauen in die Vergangenheit: das staunenerregende ‚Miserere', diese graphische Folge über das Elend des Menschen, vor vierzig Jahren komponiert, bleibt vielleicht sein bedeutendstes Werk und ist überall bekannt. Er lebte abseits, ohne Schüler, bewundert und verstanden als der große ‚Visionär' der zeitgenössischen Kunst.

Er war in Belleville geboren, mitten in der Stadt Paris, ‚getauft in Saint-Leu, der Gemeinde von Villon, wie man sagt', so schrieb er selbst. Sohn eines Handwerkers und Schüler von Abendkursen, ist er sein ganzes Leben im Grunde volkstümlich im Stil geblieben. Seine zahlreichen Gedichte haben einen rotwelschen und spöttelnden Ton voll brüsker Ironien. In ‚Divertissement' mokiert er sich über die Mondänen und Heuchler im Stil von ‚Madame des Entourloupettes'. Man ließe sich das Wesentliche von Rouault entgehen, wenn man seine tiefe Verbundenheit mit der Straße, mit dem Leben der einfachen Handwerker vergäße oder ablehnte. Aus ihr kommen seine Heftigkeiten und Wildheiten, seine Gestalten in kräftigen Farben und diese handwerkliche Redlichkeit, die der originalste und sympa-

thischste Zug an ihm ist. Mit vierzehn Jahren wurde er Lehrling bei einem Glasmaler und lernte bei ihm die Kunst der Bleifassung. Niemals wird er diese kräftige Technik vergessen, die seiner gesamten Kunst die Richtung gibt.

Er geht durch die dekorativen Künste hindurch und man wird ihn sich später nacheinander mit der Keramik (1907), den Wandteppichen (1937) und dem Kirchenfenster (Kirche von Assy, 1948) beschäftigen sehen. Im Jahre 1891 trat er in die Ecole des Beaux-Arts ein und bewarb sich 1893 und 1895 um den Preis von Rom mit Kompositionen, in denen sich Erinnerungen an Rembrandt und an Leonardo mischen. Aber vor allem trifft er dort Gustave Moreau. Er verdankt ihm sehr viel: der symbolistische Maler bestärkt ihn in der Neigung zu einem prunkvollen Stil. Nach dem Tode seines Meisters wird er der Konservator des Museums, das in dem Atelier der rue de la Rochefoucauld geschaffen wird. Doch damals überfiel ihn, der in Armut und geistigen Qualen dahinlebte, eine tiefe Krise, die die Reifung seiner Persönlichkeit vorbereitete.

Im Jahre 1903 ist Rouault an der Gründung des ‚Herbstsalons' beteiligt, in dem er 1904 und 1905 zwei wichtige Ausstellungen organisierte. Er ist damals mit Léon Bloy befreundet, und seine religiösen Überzeugungen werden immer exklusiver. Er malt den Schauder der Menschen, Huren, Marktschreier und Richter, mit stechendem Rot und Blau und einem peitschenden und bizarren Zug. Das sind die Bilder, die ihn berühmt gemacht haben. Das ist nicht mehr die kalte Ironie von Lautrec. Bilder wie ‚La Terrasse' (1907) oder ‚La Veuve' (1912) lassen an Goya denken. Die von ihm aufgespürten Typen: der Schulmeister mit der riesigen Nase, Madame X. mit ihrem falschen Lächeln und andere mehr erinnern an Daumier. In einem Lande, das dem widerstrebte, was man unter Expressionismus versteht, repräsentiert Rouault allein sein Äquivalent.

In das Jahr 1917 fällt seine Begegnung mit Vollard und der Anfang seiner Beschäftigung mit dem ‚Miserere', jenem langen Einzelgesang über den Kummer des Lebens, die Ungerechtigkeit der Welt und die Süße der Gnade, der in großen Zügen die Heimsuchung des Visionärs und Christen erzählt. Nach dem Krieg nahm Rouault für Vollard eine beträchtliche Reihe von Radierungen auf geätzten Kupferplatten in Angriff, um den ‚Cirque', die ‚Reincarnations du Père Ubu' und sogar die ‚Fleurs du Mal' zu illustrieren; doch blieb das zuletzt genannte Werk unvollendet. Es handelt sich um Platten von großen Dimensionen, auf denen dank einer Technik, die mit einer außerordentlichen Vielfalt und Erfindungskraft arbeitet, das tiefgründige Schwarz und die bleiernen Ringe eine wesentliche Rolle spielen. Und Rouault verfehlt niemals, Titel und persönliche Kommentare zu diesen Radierungen hinzuzufügen, die letzten Endes eine Art ‚menschlicher Komödie' in einer außergewöhnlichen Sprache darstellen.

Von 1930 an beginnt eine neue und noch ausgesprochener religiöse Periode. Bei einer Ausstellung im Salon der Unabhängigen zeigt eine Gruppe von Bildern die neue Richtung des Künstlers. Es sind Silhouetten, in eine Landschaft getaucht, die im Licht einer fast nächtlichen Dämmerung badet. Dieser Eindruck wird durch ein Gelb und ein Grün erzielt, das der Künstler früher nicht verwendet hat. Die letzte Aufhebung der Spannungen, zu der er gelangt, wird besonders nach dem Kriege in einer Reihe von Parabeln und Blumensträußen sichtbar, deren schwere Fülle sich als geeignet erweist zur symbolischen Gestaltung von Szenen nach dem Evangelium.

Roaults Redlichkeit und tiefgründige Einfachheit haben sich im Jahr 1948 in einer bewegenden Weise zu erkennen gegeben, als er nach einem Prozeß gegen die Erben Vollards über dreihundert seiner Bilder zurückerhielt und sich entschloß, sie zu verbrennen: er wollte nicht, daß Werke, die er nicht für vollkommen genug hielt, in der Öffentlichkeit verbreitet würden. Dieser Zug steigert noch, wenn das überhaupt nötig ist, die einzigartige Größe Rouaults."

BÜCHER

Chemie der Visionen

Aldous Huxley, Himmel und Hölle. R. Piper-Verlag, München 1957, 91 S., geb. 7,80 DM.

„Das Inferno ist psychologisch wahr", schreibt Aldous Huxley in seinem neuen Essay „Himmel und Hölle". In diesem einen Satz mit seiner paradoxen Spannung zwischen Psychologie und Wahrheit funkelt die ganze faszinierende Argumentation, die wir schon aus Huxleys „Pforten der Wahrnehmung" (Piper-Verlag München 1954, 67 S., 4,80 DM) kennen. Damals berichtete er von seinem Selbstversuch mit Meskalin, von einem ersten Ausflug zu den „Antipoden der Seele", mit denen er sich jetzt in „Himmel und Hölle" systematischer einläßt: „Für einen Menschen, in welchem die Kerze der Vision nie von selbst brennt, ist die Erfahrung mit Meskalin doppelt erhellend." So bedenklich es ist, sich aus bewußter Absicht und zum Zwecke der Beobachtung jenen meist verhüllten „fernen Zonen der Psyche" zu überantworten, so schockierend wird denn auch sicher auf viele Leser der Essay „Himmel und Hölle" wirken. Wer freilich mit der Lektüre einmal begonnen hat, wird nicht mehr davon ablassen, denn Huxley besitzt in besonderem Maße jene englische Fähigkeit, in den gewagtesten Quartieren der Forschung spazierenzugehen wie im Hyde-Park am hellichten Tag. Huxleys schockierende Behauptungen klingen nicht aufgeregter als eine Konversation über das Wetter. Deshalb ist man zunächst einfach fasziniert von der so klar geschliffenen Optik, durch die Huxley die Tiefseefauna der menschlichen Psyche beobachtet.

Nach dem Meskalinversuch hat Huxley sich die geheimnisvolle Welt der Visionen mit den nüchternen Mitteln der Biochemie erschlossen. Dabei erfahren wir wieder einmal, daß der nüchterne Beobachter oft viel tiefer in das Geheimnis lotet als jede weltanschauliche Spekulation. Huxley kommt zu dem schlichten Ergebnis, daß es in jenen fernen Zonen der Psyche so etwas wie einen Himmel und wie eine Hölle gibt, und zwar unabhängig vom Glauben oder gar vom registrierenden Gehirn des Menschen. Huxley weist nach, daß allen Visionen eine gewisse Regelmäßigkeit, ja geradezu Schablone eigen ist, und diese Schablone bekundet sich vor allem in der regelmäßigen Wiederkehr von Himmel und Hölle in den Visionen. Warum das so ist, sagt Huxley, wissen wir nicht. Wo immer er scharf an den Rand einer Glaubensfrage oder der bloßen Spekulation gerät, schweigt Huxley. Er vermeidet jede nicht mehr belegbare Folgerung. Und doch ist es beinahe unmöglich, seine Schilderungen von Himmel und Hölle ohne heftige Beunruhigung zu lesen, und zwar gerade dann, wenn einem deutlich geworden ist, daß Huxley von Himmel und Hölle nicht im Sinne der Heiligen Schrift redet, sondern in einer psychologisch gebundenen Vorstellung, die nun freilich doch gewisse Annäherungswerte an Himmel und Hölle des Glaubens enthält. Wo Himmel und Hölle im Glauben nur noch mythisch oder bereits abstrakt verstanden werden, da fordert Huxleys „Himmel und Hölle" unsanft Rechenschaft.

So wenig Himmel und Hölle bei Huxley der nichtpsychischen Realität biblischer Welten entsprechen, so wenig deckt sich auch sein Bild von den Visionen mit jenem Bild, das der Glaube in der Vision sieht. Hier freilich schwimmen die Begriffe auf beiden Seiten, denn wenn Huxley die Vision auf den chemisch erklärbaren Vorgang einer Expedition der Psyche zu ihren Antipoden begrenzt, wird auf der anderen Seite der Gläubige nicht von Visionen reden sollen, wo er Offenbarung meint. Will man aber die Offenbarung in diesem oder jenem Falle an die visionäre Kraft einer bestimmten menschlichen Seele angebunden sehen, dann wird man sich auf Huxley einlassen müssen, eine Strecke weit jedenfalls, und am Ende dieser Strecke steht die unheimliche Frage, ob es nicht in der verborgenen Tiefsee der menschlichen Psyche am Ende doch so etwas wie eine objektiv vorhandene Welt gibt, eine anders gemessene und nur in der Entrückung anschaubare Wirklichkeit, die unsrer hiesigen, verhüllten Existenz zugrundeliegt. Es ist kein Zufall, daß Huxley immer wieder die Verwandtschaft zwischen dem Visionär und dem Künstler betont, dessen Gesichte, wenn man das einmal so sagen darf, ja auch seit altersher einer gewissen Regelmäßigkeit unterliegen. Diese

Schablone der Visionen bleibt auch dann ein beunruhigendes Faktum, wenn man sich mit den außerpsychischen Realitäten des christlichen Glaubens von Huxleys Begriffen und Argumenten absetzt.

Aus visionären Berichten und eigenen Erfahrungen mit Meskalin schildert Huxley zunächst die himmlische Welt der Visionen, eine Welt voll übernatürlichen Lichtes und übernatürlicher Farben, eine Welt, in der alle Dinge intensiv nur sie selbst und auf sich selbst bezogen sind. Wer aus Chorälen und Psalmen die frommen Schilderungen des Neuen Jerusalems kennt, wird der Beschreibung himmlischer Visionen bei Huxley nur mit Staunen folgen können. Der visionäre Mensch „schaut eine neue Schöpfung", sagt Huxley. Nun gibt es in der Vision aber auch die Umkehr der himmlischen Welt, wenn die gleichen unendlichen übernatürlichen Weiten dem Menschen zur Qual werden, wenn er sich in der Vision einem unbegreiflichen, außermenschlichen „System" ausgeliefert wähnt, einem völlig leeren Weltall, von dem Carlyle in einem visionären Bericht gesagt hat: „Es war eine einzige riesige, tote, unermeßliche Dampfmaschine, die in ihrer leblosen Gleichgültigkeit einherrollte, um mich Glied für Glied zu zermalmen ..." Das ist die Hölle der Vision. Sie ist uns heute bekannter als der Himmel der Vision, und zwar aus der modernen Dichtung, die seit Kafka in der schwarzen Vision haust.

Gewiß stellen sich auch hier wieder schwierige Bedenken ein, denn Huxley kennt bei seinen Vergleichen des visionären Himmels mit den frommen Beschreibungen himmlischer Welten keinen Unterschied zwischen der Offenbarung der Heiligen Schrift und den heidnischen Religionen. Er geht, wie wir sagten, im Hyde-Park spazieren als ein unbekümmertes Weltkind, das sich bald hier und bald dort seine Assoziationen pflückt. Das ist auf die Dauer sicher nicht befriedigend, doch muß man sich immer wieder daran erinnern, daß Huxley kein metaphysisches Thema abhandelt, sondern nur die bislang gesicherten Grenzen unsrer psychischen Erfahrungen um ein paar Fuß breit weiter hinausrückt in die terra incognita und diesen Vorstoß stofflich begründet. Nichts anderes hat er im Sinne und nichts anderes behauptet er. Dabei unterlaufen ihm recht kecke Randbemerkungen. So schreibt er zum Beispiel: „Für Johannes von Patmos und seine Zeitgenossen waren Mauern von Glas nur im Neuen Jerusalem denkbar. Heutzutage sind sie ein Bestandteil jedes zeitgemäßen Bürogebäudes und Ferienhauses." Das ist der Ton seiner Darlegungen, der uns beinahe in jedem Satz schockiert und doch, ob wir mögen oder nicht, zu manchen verwegenen Gedanken und Disputationen ermuntert.

Weit aufregender aber als die visionären Darstellungen von Himmel und Hölle sind nun Huxleys Behauptungen über die Ursachen der Visionen. „Alle unsre Erlebnisse sind chemisch bedingt", sagt Huxley und sagt damit bei dem derzeitigen Stand der Forschung nichts Neues. Folgerichtig und ohne Scheu untersucht er das „chemische Milieu" des visionären Menschen. Er beginnt bei den Menschen des frühen Mittelalters, die nicht ahnen konnten, was sich im chemischen Haushalt ihres Leibes zutrug. Huxley vermutet, daß diese Menschen des Mittelalters zu Beginn des Frühlings unter einem beträchtlichen Vitaminmangel litten, der dann durch die lange vorösterliche Fastenzeit der Kirche sozusagen auf die Spitze getrieben wurde: „Indem das Fasten die Menge verfügbaren Zuckers verringert, setzt es die biologische Leistungsfähigkeit des Gehirns herab und ermöglicht so das Eindringen von Material, das keinen Überlebenswert besitzt, ins Bewußtsein. Überdies entfernt es die bekanntlich die visionäre Erlebnisfähigkeit hemmende Nikotinsäure aus dem Blut." In der gleichen Weise beschäftigt Huxley sich mit den chemischen Folgen bei den Kasteiungen und Selbstgeißelungen der Mönche bis hin zu der mit Formeln belegten Veränderung des chemischen Milieus im Menschen durch das stundenlange Singen von Psalmen. Was wir heute künstlich mit Meskalin, Lysergsäure oder tiefer Hypnose herbeizuführen versuchen, das geschah jenem mittelalterlichen Menschen sozusagen von ungefähr, und eben deshalb, so folgert Huxley, war diesem Menschen eine annähernd visionäre Existenz beinahe alltäglich. Ehe man diese Folgerungen bei Huxley als baren Unfug abfertigt, sollte man sich doch einmal unsrer eigenen Erfahrungen während der Hungerjahre nach dem Zusammenbruch entsinnen, die uns in der Erinnerung mitunter wie ein Märchen anmuten, weil wir damals anders waren, inwendiger waren und Landschaften unsrer Psyche wie selbstverständlich durchwanderten, die wir seitdem nie wieder betreten konnten.

Der gefährliche Unfug und die babylonische Grenzüberschreitung setzt bei Huxley erst mit folgender Behauptung ein: „Wenn ein angehender Mystiker bei dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens auf langes Fasten und heftige Selbstgeißelung zurückgriffe, wäre das ebenso sinnlos, wie für einen angehenden Koch, es Charles Lambs Chinesen nachzutun, welcher das Haus niederbrannte, um ein Schwein zu braten." Huxley empfiehlt dem heutigen Mystiker, „da er doch weiß, welches die chemischen Vorbedingungen transzendenten Erlebens sind", sich um technische Auskünfte an die Spezialisten zu wenden. Mit anderen Worten: der Mystiker soll sich Meskalin verschaffen, weil ihn das ungleich müheloser in die Vision versetzt als alles Fasten und Kasteien. In einem Nebensatz empfiehlt Huxley das gleiche Verfahren auch für den Künstler. Dieser makabre Ausblick auf eine beliebige Manipulierbarkeit der Visionen und der Kunst ist aber der einzige Schritt über die Grenze, den Huxley sich zuschulden kommen läßt.

Sicher ist es geboten, daran zu erinnern, daß der fromme Mensch zur Ehre Gottes fastet und nicht um der Visionen willen. Aber ist die sündige Gier nach Visionen, wie Huxley sie bei seiner Empfehlung an die neuen Mystiker vorauszusetzen scheint, im monastischen Leben wirklich so selten gewesen, daß wir Huxley hier reinen Gewissens tadeln dürften? Wahrscheinlich sollte man Huxleys Buch überhaupt nicht mit dem Rotstift lesen, sondern sich getrost auf eine Weile von ihm beunruhigen lassen. Wir haben während der letzten Jahre so viel von dem unlösbaren Zusammenhang zwischen organischen Erkrankungen und dem Seelenzustand des Patienten geredet. Jetzt präsentiert uns die Biochemie die gleiche Rechnung von der anderen Seite. Wer Huxleys Essay oder ähnliche Ergebnisse biochemischer Forschungen liest, wird sich von allzu viel Psychoanalyse herzhaft befreit finden und ohne weiteres verstehen, weshalb man den letzten Weltkongreß der Psychiater in Zürich ein „Staatsbegräbnis der Psychoanalyse" genannt hat. Wer sogenannte Tiefenpsychologie in der Seelsorge gutheißt oder gar empfiehlt, hat jedenfalls kein Recht, sich über Huxley zu entsetzen. Es fragt sich nämlich noch, welche Expedition zu unbekannten Kontinenten der Psyche frevelhafter ist, die tiefenpsychologische oder die biochemische. Huxley hat den Bereich der Kreatürlichkeit tief in das Naturschutzgebiet unsres lieben Seelenlebens vorgeschoben. Dabei ist Ehrfurcht nicht gerade seine vornehmste Tugend, und man wird ihm auf die Finger klopfen müssen, wo er hinterrücks metaphysisch spekuliert oder gar den Glauben als eine Frage des chemischen Milieus im Menschen anzutasten scheint. Immerhin ist es ihm, wenn auch unbeabsichtigt, gelungen, uns daran zu erinnern, daß wir nur in einem ganz bestimmten Schöpfungsakt nicht im Fleische und nicht chemisch bedingt sind, und dieser Schöpfungsakt lautet: „Und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele." Was der Wissenschaftler als Psyche durchforscht, entpuppt sich ihm als Stoff. Den Odem Gottes erreicht er nicht, aber nur durch ihn sind wir eine lebendige Seele.

Heinz Beckmann

Natur und Glaube

Viktor von Weizsäcker, Natur und Geist. Erinnerungen eines Arztes. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 19554, 241 S., Ln. 10,80 DM. — *Schöpfungsglaube und Evolutionstheorie.* Eine Vortragsreihe bekannter Theologen und Naturwissenschaftler. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1955, 163 S., Ln. 5,50 DM.

„Erinnerungen eines Arztes" nennt der kürzlich verstorbene V. v. Weizsäcker im Untertitel den Band „Natur und Geist", in dem er seinen Werdegang in der Begegnung mit seinen medizinischen Lehrern wie von Kries und Krehl, mit Männern der Philosophie und der Geschichte wie Rickert, Windelband und Meinicke schildert, mit seinen ehemaligen Studiengenossen und Kollegen wie Ehrenberg, Ebbinghaus, Freud u. a. Aber es geht in diesem Band um mehr als um Persönliches. Er führt den Leser ein in den Wandel in der Medizin und der Auffassung vom ärztlichen Beruf, der für einen allgemeinen geistigen Wandel seit dem ersten Weltkrieg beispielhaft ist. Weizsäcker spricht von dem Unbehagen, das viele Ärzte in Ausübung ihres Berufes empfanden, das teilweise aus dem Zwiespalt zwischen „Laboratoriumsdenken und Krankensaalhandeln" herrührte, aber auch aus der Unfähigkeit entstand, „die Probleme, die wir in uns fanden, durch ein geistiges Leben neben dem natürlichen Leben zu be-

wältigen". Dazu kamen bestimmte religiöse und philosophische Bedürfnisse, die Medizin noch auf eine andere Grundlage zu stellen als nur auf die der exakten Naturwissenschaft. Weizsäcker schildert, wie sich eine Psychologie in die Medizin Eingang verschafft, die nicht, wie in der griechischen Heilkunde, eine Verschwisterung von Religion und Philosophie bedeutet, sondern enthüllt, wie Arzt und Patient aufeinander angewiesen sind und wie sich aus der Analyse des Patienten auch die Analyse des Arztes ergibt und in dieser Wechselbeziehung erst die Wahrheit gefunden werden kann.

Damit war an einem fundamentalen Lebensvorgang ein Prinzip entdeckt, das den Standpunkt, den der forschende Mensch zur Natur einnimmt, radikal wandelt: so wie in der Medizin der Arzt in die Krankheitslehre eingeführt wird, so tritt allgemein im Verhältnis zur Natur der Mensch nun in sie ein und erst so wird die Natur sein eigen. Und das ist ein Vorgang, der sich nicht nur in den Naturwissenschaften abspielt. Hier stehen wir vor dem wohlbekannten Phänomen der neuen Struktur der Wissenschaften, besonders erregend im Bereich der Naturwissenschaft, das ein Gespräch mit dem Christen so reizvoll macht, da es sich bei der Theologie um ein analoges Strukturproblem zu handeln scheint, wenn der forschende Mensch nicht außerhalb des Gegenstandes seiner Forschung, sondern nur betroffen von ihm gesehen werden kann. Weizsäcker hat zu diesem ganzen Fragenkomplex durch seine anthropologische Medizin entscheidende Gesichtspunkte geliefert.

In gewisser Hinsicht bleibt der kleine Krönerband „Schöpfungsglaube und Evolutionstheorie" hinter dieser Diskussion zurück. Er will zeigen, daß heute zwischen Glauben und Wissen, zwischen Aussage der Theologie und der Naturwissenschaft in ihren verschiedenen Forschungsgebieten kein feindlicher Gegensatz zu bestehen braucht. Darauf weisen der Beitrag von G. Bornkamm „Der Schöpfungsglaube des Christen" wie auch ein Schlußgespräch zwischen Naturwissenschaftlern und Theologen verschiedener Konfessionen. So können die Forschungsergebnisse auf den Gebieten der Anthropologie, der Zoologie, der Biologie, der Physik usw. auch vom Glaubenden hingenommen werden, ohne daß ihn das mit seinem Glauben in Konflikt bringt. Das ist eine gute Zusammenfassung des Gesprächs, wie es weithin heute zwischen Naturwissenschaftlern und Theologen steht. Aber sehr viel Neues ist damit nicht ausgesagt. Das Gespräch zwischen Naturwissenschaftlern und Theologen drängt weiter und ist auch an manchen Punkten weiter, was sich in jenem Schlußgespräch in manchen Beiträgen schon andeutet. Man kann sich nicht ohne weiteres mit dem wohlgeschiedenen Nebeneinander zweier verschiedener Aussageweisen begnügen, die aus der Verschiedenheit des Gegenstandes, über den ausgesagt wird, herrühren. Es gibt nicht nur eine katholische oder protestantische Konzeption dieses ganzen Fragenkomplexes, sondern auch eine innerprotestantische Kontroverse über die Frage, welchen Anteil der Glaube am Prozeß wissenschaftlichen Forschens nimmt.

Hans-Heinrich Wolf

Deutsche Ostforschung

Forschungen zur Geschichte und Landeskunde der Sudetenländer. I. Prager Festgabe für Theodor Mayer. XII, 288 S., 3 Kunstdrucktafeln, 14,– DM, 1953. – II. Studien zur Geschichte der Karls-Universität zu Prag. Herausgegeben und eingeleitet von Rudolf Schreiber. 131 S., 3 Kunstdruckabbildungen, geb. 17,– DM, 1954. – III. Das Spendenbuch für den Bau der protestantischen Salvatorkirche in Prag (1610–1615) von † Rudolf Schreiber. 156 S., 1 Kunstdrucktafel, br. 15,– DM, 1956. Otto Müller Verlag, Freilassing - Salzburg. – *Baltische Kirchengeschichte.* Beiträge zur Geschichte der Missionierung und der Reformation, der evangelisch-lutherischen Landeskirchen und des Volkskirchentums in den baltischen Landen, herausgegeben von Reinhard Wittram. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1956, 348 S., 19,80 DM.

Die düstere Prognose, die man nach dem Zusammenbruch von 1945 zunächst unserer wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Geschichte des Ostdeutschtums stellen mochte, ist erfreulich rasch und gründlich widerlegt worden. Weder sind uns alle Primär - Quellen verloren und versperrt noch sind wir lediglich dazu verurteilt, in Fragestellung und Darbietung ein dürftiges Echo auf die jeweilige Initiative unserer östlichen Nachbarn zu bleiben. Für das Sudetendeutschtum belegen dies überzeugend die erstgenannten drei Bände, die zugleich ein Denkmal für das unermüdliche Schaffen, Planen und Anregen des frühverstorbenen *Rudolf Schreiber* sind. Als Obmann der Historischen Kommission der Sudetenländer hat er von seiner letzten

Wirkungsstätte aus, dem Staatsarchiv in Speyer, zunächst die 1945 bereits ausgedruckte und in ihrer ganzen Auflage in Brünn zerstörte Prager Festgabe zum 60. Geburtstag des heute 74jährigen Altmeisters deutscher Mittelalterforschung Theodor Mayer neu herausgebracht, in der zehn namhafte sudetendeutsche Historiker zu Fragen der böhmischen Geschichte vom 10. bis zum 19. Jahrhundert das Wort genommen haben; im zweiten Bande bot Schreiber sodann drei noch im Zeichen der Vorbereitung für die 600-Jahr-Feier der Universität Prag begonnene Studien, von denen die beiden ersten (Josef Bergel, Die Hauptquellen zur Geschichte der Prager Karls-Universität, und Anton Blaschka, Vom Sinn der Prager Hohen Schule nach Wort und Bild ihrer Gründungsurkunden) im Exil nochmals überarbeitet und ergänzt wurden, während die dritte bereits in Neuland vorstößt: mit der aus einer Prager Dissertation erwachsenen Biographie nämlich des Augustinerprovinzials Nikolaus von Laun, dessen Wirken bis ins Ermland und Baltikum zu verfolgen ist. Ihr Verfasser Josef Hemmerle kann sich neben der Prager archivalischen Grundlage auch auf ungedruckte Münchener und römische Quellen stützen und damit zusätzliche, zum Teil recht gewichtige Möglichkeiten verwirklichen, die dem heimatvertriebenen Forscher noch heute unvermindert offenstehen. Noch deutlicher wird dies bei dem dritten Band der Reihe: er enthält als Kernstück aus dem Nachlaß Schreibers die Beschreibung und den Text eines Spendenbuches für einen protestantischen Kirchenbau in Prag, den der böhmische Majestätsbrief ermöglichte; das Buch befindet sich jetzt im Besitz der Exulantengemeinde Dresden-Striesen und veranschaulicht einen von England, den Niederlanden und Südwestdeutschland bis nach Österreich, Schlesien, Pommern, Preußen, Dänemark und dem Baltikum reichenden glaubensverbundenen Spenderkreis, der uns den ökumenischen Zug jenes leiderfüllten 17. Jahrhunderts greifbar vor Augen stellt. Den Rahmen für diese von Horst Preiß druckfertig gemachte und durch eine Übersicht der Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Prag-Altstadt ergänzte Edition bilden eine Skizze des Zeitrahmens von Anton Ernstberger und die Erschließung einer eng verwandten oberpfälzischen Spendenliste zugunsten der Prager reformierten Gemeinde von 1619 aus dem Amberger Staatsarchiv durch Heribert Sturm.

Dieses gerade hier besonders eindringliche methodisch-inhaltliche Doppelergebnis — deutsche Ostforschung unserer Tage nach ihren Quellengrundlagen wie nach ihrer Zielsetzung auf selbständigen, ihrer Verantwortung für das geistige Rüstzeug unserer Tage bewußten Wegen — wiederholt sich nun in dem baltischen Gemeinschaftswerk noch in einer besonders erwähnenswerten Variante: *Reinhold Wittram*, der ja das schmerzlich-aufwühlende Problem des „Nationalen" in immer neuen Ansätzen selbstkritisch umkreist (vergl. Zw./DNF 1957, S. 196), hat dem Wunsch nach einer baltischen Kirchengeschichte in der begrüßenswerten Entschlossenheit entsprochen, „daß es sich nur um eine Darstellung auf wissenschaftlicher Grundlage handeln durfte und daß die Arbeit von den Glaubensgenossen aus allen in den baltischen Ländern beheimateten Nationen getragen werden sollte". Unter den fünfzehn Autoren, die sich mit ihm und seinem Sohne vereinigt haben, um von den Fragen der mittelalterlichen Schwertmission und des Livlandkreuzzuges über die geistig unter deutschem, politisch unter polnischem oder schwedischem Vorzeichen stehende Reformationsepoche bis zur Berührung mit Aufklärung und Pietismus, zu dem Druck des zaristischen Rußland im 19. Jahrhundert, der Kirchenneuordnung und dem Martyrium des 20. Jahrhunderts die vielverschlungenen Wege baltischer Kirchengeschichte zu beleuchten, befinden sich demgemäß auch die früheren Pröpste von Ida-Harju J. Aunver (heute Uppsala) und von Dorpat (zugleich Präsident der Gelehrten Estnischen Gesellschaft) A. Westrén-Doll (heute Göttingen). Ohne die Spannungen zu verharmlosen, die auch auf kirchlichem Felde der junge Nationalismus der Esten und Letten dem einst führenden deutschen Volkstum gegenüber in den letzten hundert Jahren hervorrief, verweilen die neuzeitlichen Beiträge des Bandes doch mit Recht nachdrücklich bei den letzten Fäden, welche die aufstrebenden jungen Völker geistig und organisatorisch noch mit dem Deutschtum verbanden — Fäden, die unter ganz veränderten Verhältnissen auf westdeutschem Boden bald nach 1945 mit einer „Baltischen Universität" (erst in Hamburg, dann in Pinneberg) wieder aufgenommen wurden.

Thematisch einer scheinbar abgeschlossenen Vergangenheit zugekehrt, stehen alle vier Bücher doch zugleich auf der Schwelle eines Neubeginns, eines über die Völkergrenzen hinausgreifenden arbeitsteiligen Bereitstellens von Erkenntnissen, deren aktuelle Stunde vielleicht doch einmal rascher schlagen mag, als es das Tagesgeschehen im Augenblick andeutet.

Ludwig Petry

Frühmittelalterliche Buchmalerei

Wolfgang Krönig, Engel. Zwölf farbige Bilder aus dem frühen Mittelalter. — *Paul Wilhelm Wenger*, Irische Miniaturen. Zwölf farbige Bilder aus Handschriften irischer Mönche. Reihe: Farbige Buchmalerei aus dem frühen Mittelalter, herausgegeben von Pater Dr. Frowin Oslender, Maria Laach. Friedrich Wittig Verlag, Hamburg 1957, je 64 S. Text, Gzln. je 5,80 DM.

Diese Bändchen des Wittig-Verlages, die liebevoll ausgestattet sind — sie enthalten jeweils zwölf farbige Reproduktionen aus mittelalterlichen Handschriften —, verfolgen zwei Absichten. Sie wollen einmal zum Bild hinführen und müssen darum auch historisch vorgehen. Sie wollen aber gleichzeitig — das wird bei den beiden Bändchen über die Engel und die irischen Miniaturen ganz deutlich — christliche Meditationshilfen sein. In einer Zeit, in der die Menschheit mit Bildern geradezu bombardiert wird, liegt hier wahrscheinlich sogar ein notwendiger Versuch christlicher Verkündigung. Im Vorwort zu den „Engeln" wird das auch wohltuend einfach deutlich gemacht. Der Leser weiß sofort, woran er ist. Er muß es auch wissen, denn die isolierten Buchmalereien dieser Bändchen sind immer aus einem Textzusammenhang, aus Evangelienbüchern, Perikopenbüchern oder Psalterien genommen; sie bilden künstlerisch mit dem geschriebenen Text eine unauflösliche Einheit. Wer diese alten Codices einmal in der Hand gehabt hat, ist immer gleichermaßen von Bild und Schrift beeindruckt. Von daher gesehen sind die Texte zu den Reproduktionen der Malereien ein Notbehelf, den man sehr sorgsam handhaben muß, um die ursprüngliche Bildkraft und Bildaussage nicht durch Worte zu verfälschen.

Neuerdings wird etwa auf dem Gebiet der Farbensymbolik manches behauptet, was nicht unbedingt der Auffassung jener Zeit entspricht, in der die Bilder geschaffen wurden, und darum oft nichts anderes ist als eine subjektiv gefärbte Deutung. Wie wäre es sonst möglich, daß z. B. Grün kürzlich in einer Diskussion als Farbe des Todes bezeichnet wurde, während es Wolfgang Krönig in seinen Erläuterungen zu den „Engeln" als Farbe des heiligen Geistes interpretiert? Dieses Grün tritt noch dazu im Original des Reichenauer Jesajaskommentars kaum in Erscheinung, sondern wirkt so stark nur in der in diesem Falle nicht ganz getreuen Reproduktion. Und kennzeichnet nicht der grüne Hintergrund, vor dem der Evangelist Matthäus im Evangeliar des Kaisers Lothar sitzt (als Komplementärfarbe zum roten Evangelistengewand wirkt er wie eine Fanfare), eben gerade die irdische Sphäre, während über ihm in Purpurrosa und Blau (wiederum komplementär) die himmlische Sphäre des Engels gegeben wird? Jeder historisch nicht genau fundierte Deutungsversuch bleibt subjektiv, und der Gefahr der Pseudomystik werden allzuleicht Türen geöffnet.

Noch subjektiver als Krönig geht Wenger in seinen Interpretationen der irischen Miniaturen vor. Ein genialer Gedanke, dem die Forschung noch beweisführend nachspüren müßte, steckt in seiner Deutung einer Ornamentseite zu den Paulusbriefen aus Northumberland, einer Handschrift des 8. Jahrhunderts aus der Würzburger Universitätsbibliothek. Wenger sieht in diesem Ornament den „Baum des Todes", in der im vorliegenden Band leider nicht abgebildeten Kreuzigung der gleichen Handschrift den „Baum des Lebens". Sonst fällt es einem nicht leicht, den oft sehr eigenwilligen Deutungen des Verfassers zu folgen, der seine Betrachtungen ganz auf die Antithetik „Edda" und „Bibel" stellt. Das wirkt zunächst sehr souverän, ja bestechend. Aber bei näherem Zusehen bemerkt man doch einige optische Ungenauigkeiten. So spricht Wenger angesichts einer Ornamentseite aus dem Lichfield-Evangeliar, die von einem Kreuz aufgeteilt wird, von der „griechischen Grundform" des Kreuzes, die auch „als Grundriß der ersten irischen Steinkirche" wieder auftauchte. Das Kreuz der Ornamentseite müßte, wenn es ein griechisches Kreuz wäre, vier gleich lange Kreuzarme haben. Das ist jedoch nicht der Fall. Und sogleich fragt man sich, wie es denn nun wohl mit dem Grundriß der irischen Steinkirche

stehe (zumal unklar bleibt, welche Kirche der Verfasser meint). Wer aber vermöchte mit dem Auge der dualistischen Interpretation zu folgen, die dem Leser angesichts der Initiale zum Lukasevangelium des Codex 51 aus der St. Galler Stiftsbibliothek suggeriert werden soll? Die wunderbare formale und geistige Einheit jenes die ganze Seite füllenden „Quoniam quidem", ein wahrhaft majestätischer Auftakt für eine Evangelienhandschrift, zergliedert Wenger in die „dämonische Unruhe" der „Sündenzeichen" und das diesen „bannend entgegentretende monumentale Schriftbild". Wenn diese dualistische Interpretation, die heute Mode geworden ist, weiter um sich greift, dann bleibt von der überwindenden und amalgamierenden Kraft des frühen Christentums bald nur noch unsere heutige spröde Dialektik übrig.

Wie genau man hinsehen muß, um nicht in Fehlinterpretationen zu verfallen, das zeigt auch das von Wenger als der „Rührende Stier" bezeichnete Evangelistensymbol des Echternacher Evangeliars, von dem der Verfasser annimmt, der Schreiber Thomas, der das Blatt mit seinem Namen signiert hat, habe sich mit dem Stier identifizieren wollen, denn dieser lege seinen schwarzbehuften Fuß mitten auf die Schrift, so wie der Jünger Thomas seinen Finger in die Seitenwunde Christi gelegt habe. Hätte Wenger die beiden Krallen des zweiten Hufes auf dem Buch des Stieres gesehen, dann hätte er dieses Symbol nicht so deuten können. Der Stier hält das Buch mit beiden Hufen fest; das ist alles. Außerdem steht der Evangelist nicht auf einem Podest, sondern er sitzt auf einem Stuhl, die Füße auf einen Schemel gestellt.

Es ist — auch wenn man zu den vorliegenden Bänden einige kritische Anmerkungen machen muß — erfreulich, daß die Reihe fortgesetzt werden soll. Aber vielleicht ließen sich in den künftigen Bänden die Kunstdruckseiten durchnumerieren. Es würde den Umgang mit diesen Büchern erleichtern. Und vielleicht ließe es sich auch vermeiden, daß Miniaturen aus ein und derselben Handschrift durch Abbildungen aus anderen Handschriften getrennt werden. Man sollte sich bei diesen Bänden, bei denen die Bilder das Primäre sind, in erster Linie nach der Kraft der Bildersprache richten und, was zusammengehört, auch möglichst zusammen lassen, um Betrachter und Leser zu einer möglichst vollkommenen Konzentration auf das Bild zu bringen. Das würde sie auch stärker zur Bildmeditation hinführen.

Doris Schmidt

Innerer Monolog

Virginia Woolf, Mrs. Dalloway. Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1955, 241 S., Ln. 13,80 DM. — *Virginia Woolf*, Die Fahrt zum Leuchtturm. Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1956, 255 S., Ln. 15,80 DM.

Als eine erste Synthese „moderner" epischer Form wird man immer den ‚Ulysses' (1922) des irischen Dichters James Joyce nennen müssen. Sein Einfluß auf die epische Weltliteratur während der letzten dreißig Jahre ist noch kaum abzuschätzen; im deutschen Bereich braucht allein an den späteren Thomas Mann, an Hermann Broch, an Elisabeth Langgässer erinnert zu werden, um die formale Strahlkraft dieses mehr als tausendseitigen englischen Buches anzudeuten. Neben Versbüchern von T. S. Eliot (The waste land), von Paul Valéry (Charmes), von R. M. Rilke (Duineser Elegien), die übrigens alle im selben Jahr 1922 veröffentlicht wurden oder entstanden (Rilke), Endjahre des sogenannten Expressionismus, stellt auch der ‚Ulysses' eines der Grundbücher der Moderne dar, das man kennen sollte, um die formalen Probleme unserer Generation zu verstehen, die oft nur verarbeitet und verbreitert, was in den ersten zwanzig Jahren des neuen Jahrhunderts erfahren wurde. Trotz dieser kritischen Einsicht bleibt der ‚Ulysses' ein literarisches Monstrum, mit dessen schwierigen Mehrdeutigkeiten und exzessiven Fernperspektiven umzugehen nicht jedermanns Sache sein mag, zumal heute die Zahl der — notwendigen! — Kommentare seitenmäßig schon auf das Hundertfache gegenüber dem voluminösen Original angeschwollen sein dürfte.

So ist es Brauch geworden, und durchaus kein schlechter, den nicht ausgesprochen literarhistorisch oder formkritisch interessierten Leser statt des ‚Ulysses' und seiner epischen Probleme auf die englische Dichterin Virginia Woolf, eine Enkelin W. M. Thakerays, zu verweisen, die wie James Joyce genau in denselben Jahren von 1882 bis 1941 lebte und nur wenige Jahre später als er, 1925, mit ihrem ersten und sogleich bezaubernden Hauptwerk herauskam —

‚Mrs. Dalloway' (beide hatten schon vordem mehrere Bücher veröffentlicht). Später folgten — nur das wichtigste sei genannt — die Romane ‚To the lighthouse' 1927, ‚Orlando' 1929, ‚The Waves' 1931, ‚The Years' 1937; davon liegen jetzt bei S. Fischer in deutscher Neuausgabe vor, von Herberth und Marlys Herlitschka geschmeidig übersetzt, als Band 1 bis 3 der „Gesammelten Werke": ‚Die Jahre', ‚Mrs. Dalloway' und ‚Die Fahrt zum Leuchtturm'.

Virginia Woolf so eng mit James Joyce zusammen zu nennen, geschieht zu Recht und zu Unrecht. Ohne Zweifel hat sie Entscheidendes von seiner Technik, doch ebenso sicher auch von der Marcel Prousts (‚Die Suche nach der verlorenen Zeit', 1913-1927) gelernt und von daher das strukturelle Gerüst ihrer Erzählweise erhalten: die Zusammendrängung der Realhandlung, fast uninteressiert an der epischen Tradition, auf nur wenige Stunden oder Tage und auf knappe Fakten; dagegen die Ausleuchtung der erinnerten, der „verlorenen" Zeit durch das Bewußtsein bis in fernste und geheime Winkel des seelischen Gedächtnisses innerhalb dieser wenigen Stunden und Tage („the discrepancy between time on the clock and time in the mind"), somit die Realität der kausalen Zeit nur als einen Lotfaden genommen, mit dessen Hilfe Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als Ganzes nach allen nur möglichen Seiten durchmessen werden; die Fülle dieses flutenden Ganzen — des Lebens, des Bewußtseins, des Gefühls, der einander kreuzenden Menschen, des Alls — anwesend plötzlich im „Innersten des Augenblicks", heraufgeholt im nicht still stehenden Spiel der Assoziationen (darin doch die ebenso nie still stehende „Zeit der Uhr" abspiegelnd), festgehalten im Denk-Netz aller erinnernden Personen, Glück der Dauer im Schmerz des Vorbei. Eine Handlung im herkömmlichen Sinne ist nicht mehr beabsichtigt; sie wird als behindernd empfunden für die Wiedergabe des komplexen, daher nie vollständig beschreibbaren „stream of consciousness", des Hindurchströmens des Bewußtseins durch alle Menschen in jedem Augenblick. Sicherlich sind in alledem viele Anregungen von Joyce; doch die Ausdehnung seines „inneren Monologes" auf eine beliebige Vielzahl von Personen, die hauptsächlich durch diesen inneren, unaufhörlichen Monolog, weniger oder gar nicht durch „oberflächliche" Dialogfetzen zusammengehalten werden, gehört eher schon zum künstlerischen Eigentum nur dieser Dichterin. Unrecht wird diese Zusammennennung vollends dann, wenn man Virgina Woolf zu einer Art „Ersatz-Joyce" macht, in deren Werk man die Monstrosität des Iren eingängiger vorgesetzt bekäme.

In der Tat ging sie bei der Auflösung der Tradition längst nicht so weit wie Joyce. Ihre Bücher sind geschlossener geformt; sie bleiben gehalten in einer weiblichen Sicherheit (hinter der freilich immer auch die Zerbrechlichkeit des Lebens und der Angriff des Todes bis zum Grauen fühlbar werden), die Joyce selbst nicht besaß. Ihre Romane sind, im Vergleich mit dem ‚Ulysses', schlank, fast elegant, handlich umfaßbar und begreifbar. Die anmutig, doch fest gezogene Leichtigkeit ihrer formalen Linienführung entzückt, so daß man die „Handlung" kaum vermißt. Eines hakt ins andere, ohne durch mehr bedingt zu sein als durch das Gefüge des überall versammelten Daseins. Nicht also „Ersatz" bieten diese exemplarischen Kunstwerke, sondern sie bezeugen aus der eigenen künstlerischen Wirklichkeit auch die allgemeineren poetischen Absichten und Möglichkeiten der Epoche. Nur insofern, als selbständige, eigenartige und eigenwillig variierte Fortsetzungen Joycescher Formmittel, geben die Romane der Virginia Woolf Einblick ebenfalls in dessen Methode epischer Zeitverschiebung und Zeitschichtung — und dies allerdings durchsichtiger, zugänglicher, entkrampfter, mit einem Wort: nicht zunächst bedacht auf das Programm, sondern auf künstlerische Vollendung. Das Werk Joyces mag tiefer und intellektuell mächtiger sein, sein Wurf zielt weiter; das Werk der Woolf ist formal beglückender — ohne doch im einzelnen heiter zu sein; die Verschattung wurde in die Flutfülle ihres Allheitsgefühles zu deutlich eingearbeitet.

Gerade die zwei schmalen frühen Bücher, ‚Mrs. Dalloway' und ‚Die Fahrt zum Leuchtturm', beide schon gut dreißig Jahre alt, aber unveraltet frisch wie am ersten Tag, lassen diese Formbeglückung über allen Inhalt hinweg musterhaft nacherleben. ‚Die Fahrt zum Leuchtturm' dürfte überhaupt das eigentliche Meisterwerk der Dichterin sein: zwei Tage aus dem Leben der Familie Ramsay (autobiographische Züge sind eingearbeitet) während ihrer Sommeraufenthalte auf einer Insel der Hebriden, diese beiden Tage zehn Jahre auseinanderliegend, doch zusammengehalten im Medium der Mrs. Ramsay, einer Frauengestalt voller zauberhaftem Charme,

intelligent, mütterlich, haushälterisch, weiblich, archaisch und modern ineins, urbildhaft und unnachahmlich individuell, aber ebenso ineins unerreichbar einsam und liebeverlangend, liebeausströmend wie alle Menschen der Woolf, so daß man diesen poetischen Traum menschlicher Möglichkeit nie wird vergessen können. Die Fakten des zehnjährigen Zwischenraumes, in den auch der erste Weltkrieg fällt, werden beiläufig, in Klammersätzen, mitgeteilt — Altern und Tod, Hochzeit und Geburt, Glück und Unglück des immer gleichen Alltags, auch Mrs. Ramsay ist längst tot, nur die Erinnerung an sie durchweht und durchpulst noch kräftig den zweiten Erzählteil. — Der Roman der Mrs. Dalloway gibt nur einen Tag aus ihrem Leben, Morgen, Mittag und derAbend, an dem sie einen festlichen Empfang in ihrem Haus gibt. In den unwiderruflichen Stundenschlägen der Turmuhr des Londoner Big Ben wird von allen Seiten her das gleichzeitige Dasein eingeholt und in die Grundhandlung gefügt, ein Hin- und Herflechten, flutend, gestaltend, auf und ab zwischen Leben und Tod, das sich immer wieder, wie das Leuchtende in einem Krokusblütenkelch, sammelt in jenem Wunder des „Augenblicks", den aufglänzen zu lassen die Dichterin ihre ganze künstlerische Meisterschaft einsetzt.

Das Entgleitende in Sinn-Bildern der Dauer aufzuhalten zu versuchen, indem man sich dem Entgleitenden, Flutenden episch anvertraut — gibt es eine ergreifendere Berechtigung der künstlerischen Form? Manches Flächig-Pantheistische, manches zu Allgefühlige kann man unangefochten hinter dieses Formerlebnis, als einer eigentümlich menschlichen Auszeichnung, zurückstellen. Die Dichterin, aus Angst vor der Umnachtung ihrer geistigen Formkräfte, suchte 1941 selbst den Tod in den Wellen des Meeres, „das gemeinsam für allen Kummer seufzt und von neuem beginnt, sammelt, fallen läßt" (so meditierte schon Clarissa Dalloway). Solche Schwermut naturhafter Vergänglichkeit wird man gezwungen mitzuerleben in dieser Fähigkeit des Geistes, künstlerische Form haltbar zu gestalten, wo er nur zu spielen scheint. Das Miterleben des immer schon überholten, selbst nicht haltbaren, dennoch leidenschaftlich gepriesenen kreatürlichen Lebens bewahrte die Dichterin schließlich vor dem bloßen artistischen Experiment, über das so viele andere Schriftsteller der Moderne nicht hinausgekommen sind.

Diese Romane werden dem, der das Bedeutende im Gefälligen, die Aussage noch in der scheinbar zartesten Form zu genießen vermag, das reinste Lesevergnügen bereiten.

Hans Schwerte

Eine bittere Jugend

Fritz von Unruh, Der Sohn des Generals. Roman. Verlag Hans Carl, Nürnberg 1957, 636 S., Gzl. 18,50 DM.

Als die tosenden zwanziger Jahre der Literatur über die Bühne der Zeit gingen, da zählte Fritz von Unruh zu ihren leuchtenden Namen. Dramatik, Epik, Rede — in allen diesen Disziplinen leistete er als Mann eines pazifistischen Idealismus so Außergewöhnliches, daß es schien, als könne dieses Werk kaum ausgelöscht werden. Das Jahr 1933 indes hatte Unruh gleich der Literatur hinweggefegt, zu der er gehörte und die der neuen Macht mißlich war. Unruhs Name trat aus dem Bewußtsein der deutschen literarischen Öffentlichkeit. Schließlich hatte es den Anschein, daß er völlig vergessen sei.

Nun ist Unruh mit einem weiteren Buche nach Deutschland zurückgekehrt, und wie die bisherigen, so mag auch dieser Titel eine Korrektur des Vergessens anstreben. Doch um es vorwegzunehmen: „Der Sohn des Generals" stellt einen Wurf dar, von dem zu befürchten steht, daß er Unruh kaum von neuem in der Heimat seiner Sprache verwurzeln wird.

Worum geht es in diesem Roman? Der Sohn eines Generals — in diesem Uhle II finden wir Unruh selbst — wächst im Kadettenkorps heran. Die spartanische, ja, brutale Erziehung steht in schroffem Gegensatz zu der Feinsinnigkeit des Knaben, dessen Neigung weit eher dem regellosen Träumen als der zuchtvollen Wirklichkeit gilt. So reibt sich Uhle an einer Welt, die so wenig die eigene ist, daß er sie mit innerem Aufbegehren zu hassen beginnt. Doch da ist der Vater, dessen soldatisches Bild den unglücklichen Kadetten bindet und zugleich verpflichtet. Auch der General hat einst künstlerische Neigungen unterdrücken müssen, um zur Härte des Offiziersberufes fähig zu sein. Und er bejaht diesen Sieg über seine „Heimsuchungen"! Denn alles das, was lediglich der Erfüllung des eigenen Ich diene, bedeute allein ausweglose Selbstsucht, meint er einmal „verstehend" zu sei-

nem Sohne. Glück und Sinn lägen nur im Dienen für eine staatlich und völkisch umgrenzte Gemeinschaft. Sie heißt — wie könnte es anders sein? — erst Preußen, dann Deutschland.

Unruh hat diese Welt, die hier Plön und Königsberg umfaßt, mit oft treffender erzählerischer Verve ausgedeutet. Dialoge und Beschreibungen machen nicht nur eine Zeit von neuem lebendig, die, soldatisch und von schnarrendem Hochmut, allein auf die schimmernde Wehr zu schwören schien. Dichterisches Ingenium erhellt auch feinsinnig die zwischenmenschlichen Beziehungen der Familie des Kadetten Uhle. Doch wie das Werk oft eine unerträgliche epische Breite belastet, so werden auch die Konflikte abgefangen, noch bevor sie sich andeuten. Der Dichter wollte mit diesem Werk die Mahnung aussprechen, daß einem Gehorsam, der schließlich in automatischem Morden endet, abzuschwören sei. Bei aller autobiographischen Treue ist es ihm aber nicht gelungen, das zwingend aufleuchten zu lassen. Bodo Scheurig

Menetekel

William Faulkner, Das Dorf. Goverts Verlag, Stuttgart 1957, 415 S., Ln. 24,— DM. — Derselbe, Wilde Palmen und Der Strom. Scherz & Goverts Verlag, Stuttgart 1957, 322 S., Ln. 18,50 DM. — Derselbe, Ein grüner Zweig. Gedichte. Scherz & Goverts Verlag, Stuttgart 1957, 81 S., Ln. 10,80 DM.

Seit dem Krieg dürften an zwanzig Bücher von William Faulkner in deutscher Sprache erschienen sein. Immer vollständiger und nuancenreicher ersteht uns das Bild dieses einzigartigen Autors. Allein im letzten Jahr wurden uns vier Werke, der Roman „Das Dorf" (mit seiner Fortsetzung „The town"), der Doppelroman „Wilde Palmen und Der Strom" und ein schmaler Band Gedichte unter dem Titel „Ein grüner Zweig" vorgelegt.

„Das Dorf" führt uns in den Süden der Staaten, also wieder in Faulkners eigenstes Land, in die Nähe der Stadt Jefferson, in das menschliche und soziologische Klima der Jahrhundertwende. Noch ist der abenteuerliche und schöpferische Geist der Landnehmer nicht erloschen, noch kristallisieren sich Gemeinwesen und Gemeinschaften um einzelne markante Gestalten, so um den patriarchalisch eigenständigen Will Varner und dessen Freund, den odysseushaft listenreichen Ratliff. Doch schon rücken andere, auf Zersetzung und Umsturz weisende Elemente vor: da ist Flem, ein stiller, mit allen Wassern gewaschener Bursche aus der Snope-Sippe, der unscheinbar anfängt, aber mit der untrüglichen Witterung seiner rattenhaften Natur alle Vorteile zu erspähen und auch rücksichtslos zu nützen weiß. Da hilft kein Mißtrauen, keine Vorsicht: man wird einfach „reingelegt". Dem einen Snope folgen andere Snopes, sie spielen einander die Karten zu und spielen die Trümpfe aus. Nicht, daß die Varners und Ratliffs nicht auch ihre Spiele gespielt, ihre Streiche geliefert hätten: doch ihnen war es dabei weniger um das Geschäft als um den Coup gegangen, um die Repräsentation ihres Witzes, ihrer Überlegenheit, letztlich um die Anekdote. Aber diese Flems kennen keine Repräsentation außer durch den Dollar. Sie kommen aus dem Anonymen, breiten sich insektenhaft aus, ihrer Sorte ist die Welt nur ein Rechenexempel, das ihre Börsen zu füllen hat. Faulkner beschreibt die Heraufkunft dieses im eigensten Sinn nicht menschlichen Typus mit der Präzision des Soziologen und mit der Überlegenheit des Humoristen, aber in die grimmige Lust der Kennzeichnung mischt sich die leise Trauer des Moralisten: „Traum und Stolz sind längst zu Staub geworden", nur der Erfolg, „die vollständige Einheit von Wollen und Können" gilt als „das einzig unverwandelbare Ziel". „Ihm gilt die hingerissene Teilnahme der Menge, die einem Zauberer auf dem Jahrmarkt zuschaut". So verwandelt sich das Dorf zum Jahrmarkt Snopescher Lebensweise, bis die Sippschaft aus ihm aufbricht und mit Kind und Kegel wie richtiges fahrendes Volk weiterzieht, um das ganze Land zum Jahrmarkt ihrer Erfolge zu machen.

Im Roman „Das Dorf" breitet Faulkner seine Welt gelassen vor uns aus, in dem Doppelroman „Wilde Palmen und Der Strom" sucht er uns in das Zentrum seiner Problematik hineinzuziehen. Dieses Buch enthält eine Kombination von einem Roman und einer umfangreichen Novelle — beide Liebesgeschichten —, die nicht das geringste miteinander zu tun haben, wenn man davon absieht, daß sie einander aufs großartigste ergänzen. Es zeugt von Faulkners grandiosem Kunstverstand, daß er diese Kombination wagte. Die gegenseitige Ergänzung der beiden Handlungen liegt nicht im Thematischen, sondern muß vom Leser selbst vollzogen werden. Ein Kapitel

des Romans wechselt unvermittelt in einen Abschnitt der Novelle. Auf diese Weise wird dem Leser der Vollzug ergänzender Zusammenschau nahegelegt. Er wird sich ihr nicht entziehen: denn zweimal wird ihm eine äußerste Situation vorgestellt, die für sich allein aus der Welt fiele, d. h. den menschlichen und den ästhetischen Widerspruch hervorriefe. So aber bildet sich zwischen ihnen ein Spannungsfeld, das, umfassend wie Faulkners Weltschau und Erfahrung, jede menschliche Position mitumfassen kann.

Da ist vor allem die Geschichte der Malerin, Kunstgewerblerin, Dekorateurin Charlotte, einer modernen Intellektuellen, Gattin eines tadellosen, also „unerträglichen" Mannes, die Geschichte ihrer Verbindung mit Wilborne, dem noch nicht fertig gebackenen Assistenzarzt, Typus: armer Teufel. Eine Affäre von penetrant heutigem Zuschnitt. Die beiden Menschen tun sich zusammen, um fortan dem zu leben, was sie ihre Liebe nennen. Es ist von allem Anfang ein seltsam desperates, auf Selbsterniedrigung und Zerstörung zielendes Verhältnis. Von der Not dazu gezwungen, versuchen die beiden hier und dort eine Existenz zu gründen; die Frau erweist sich als viel geschickter als der Mann und, da es diesem unleidlich ist, sich von der Lebensgefährtin erhalten zu lassen, gerät ihnen der kümmerliche Ansatz zu gemeinsamer Lebensbasis immer nur zu vollständigerer Destruktion. Weil jeder Schritt, den sie unternehmen, von ihrer unglückseligen Haßliebe diktiert ist, führt jeder nur ins Verderben. Zuletzt gereicht ihnen ein mißglückter Eingriff, den der „Doktor" an seiner „Hure" unternimmt, zum endgültigen Desastre. Die Frau stirbt, der Mann wird ins Gefängnis gebracht und vom Gatten der Verstorbenen zum Selbstmord aufgefordert. Trotzdem entscheidet er sich für das Leben, für das Leid, vielleicht also auch für die Entsühnung. Da Lilith nicht mehr ist, kann Adam erstehen. So interpretiert Faulkner die Liebe, die nur ihrer selbst wegen das Du genießen will, als Höllenmacht. In „Wilde Palmen" ruft der Dichter sein Menetekel über eine altgewordene, Gott entfremdete und nur ihrem eigenen Selbstgenuß verfallene Welt.

Die Gegenerzählung „Der Strom", kapitelweise in „Wilde Palmen" eingefädelt, sucht den Menschen gleichsam in seinem Urzustand auf. Ein Sträfling — er bleibt für uns namenlos — wird bei einer Überschwemmungskatastrophe im Gebiet des Mississippi dazu eingesetzt, mit seinem Boot Leute einzusammeln, die sich auf Dächer und Bäume gerettet haben. Doch die Strömung reißt das Fahrzeug mit sich, der Sträfling verliert die Herrschaft über das ihm anvertraute Boot. Er hat eine Frau aufgenommen, sie ist hochschwanger, ein dumpfes, fast stummes Geschöpf, eine Art Urmutter Eva. Hilflos treiben sie in der endlosen Wasserwüste und dem Meer entgegen. Auf einer Schlangeninsel gebiert die Frau ihr Kind. Der Mann steht ihr bei, die Umstände sind mehr als erbärmlich, aber keinen Augenblick zögert er, das Äußerste für sich, die Frau und das Kind einzusetzen. Sie bergen das winzige Leben, so gut sie vermögen, und brechen auf zu neuer Fahrt ins Ungewisse. Der Mann ist ein mürrischer dumpfer Bursche, kaum erst Mensch geworden, aber voll einer unerhörten, man möchte fast sagen viehischen Anständigkeit, ohne Spur eines bewußten Gefühls, aber gehorsam einem Gesetz, dem er einen Namen zu geben nicht imstande ist. — Endlich zeigt sich den Schiffbrüchigen eine Möglichkeit, eine Bleibe zu gewinnen, ein wenn auch höchst mühseliges Leben für sich zu gründen. Nun könnten die beiden Menschen, Mann und Frau, daran denken, einander als Mann und Frau zu erkennen. Aber sie denken nicht daran oder wagen nicht daran zu denken; so wird aus Adam Joseph und aus Eva Maria. Endlich kehrt der Sträfling zu seiner Station zurück, liefert das ihm anvertraute Boot ab und nimmt das Schicksal an, das ihm vorgezeichnet war. Das dumpfe geduldige Leben hat Unsägliches erlitten und bestanden, hier ist Neubeginn wie dort Zerstörung war. Hier hat niemand an sich gedacht, hier hat niemand gegen das Schicksal recht behalten wollen. Hier ist — mitten im zwanzigsten Jahrhundert und in den Stromschnellen des aller Dämme ledig gewordenen Flusses — goldenes Zeitalter, Garten Eden.

Wie jede echte epische Dichtung ist auch Faulkners Werk von lyrischen Passagen durchsetzt. Aus der Granitlandschaft seiner so oft dramatisch aufgewühlten Erzählweise sprießt als „ein grüner Zweig" die dichterische Aussage liedhaft oder hymnisch hervor. Seine Sprache, die sich durch tausend Widersprüche und Abschweifungen fortwühlt, die sich in Katarakten leidenschaftlicher Parteinahme oder mosaischer Empörung ergießt, die die selbstgefügten Tafeln

schwingt, um sie manchmal selbst zu zerbrechen: Faulkner glaubte von ihr auch das Gedicht erzwingen zu müssen. Seine Verse liegen nun, englisch und deutsch, in dem kleinen Bändchen „Der grüne Zweig" vor: weniger als Kunstgebilde um ihrer selbst willen, eher als Splitter aus der Riesenwerkstatt seiner Epik zu werten und als solche unsere Achtung und Beachtung wert.

Gertrud Fussenegger

„Woran wir sterben, nicht am Tod allein . . ."

Marie Luise Kaschnitz, Neue Gedichte. Claassen Verlag, Hamburg 1957, 81 S., geb. 6,80 DM.

Der Versuch, für die Lyrik von Marie Luise Kaschnitz eine Formel, ein Etikett zu finden, ist ein aussichtsloses Unternehmen. Nicht bloß deshalb, weil die Dichterin, allen Schulen und Gruppen abhold, sich nie einer bestimmten „Richtung" verschrieben hat. Auch ihre poetische Selbständigkeit — wenn ich es einmal so sagen darf — hat sich stets der Enge widersetzt und auf keine Manier eingelassen. Immer von neuem durchdringen sich in diesen Gedichten ehrwürdiges Erbe und moderner Ausdruck und zwar auf eine so feurige Weise, daß es fortwährend zu überraschenden Lösungen, ja, staunenerregenden Schöpfungen kommt.

Die Neigung zum Gedichtkreis, also zu einer mehr oder weniger geschlossenen Anordnung einzelner Poeme um eine thematische Mitte, ist für die Lyrik unserer Dichterin kennzeichnend. In ihrem neuen Band finden wir gleich vier größere Zyklen. Der „Tutzinger Gedichtskreis" und die „Donauwellen 1956", die Eckpfeiler der Sammlung, führen uns sehr deutlich vor Augen, zu welchen mannigfaltigen Verlautbarungen Marie Luise Kaschnitz fähig ist. Die elegischen Verse, die den Anfang machen, bestimmt ein getragenes Parlando; sie sind ungereimt, syntaktisch meist wohlproportioniert, das Gefüge der Reflexionen erhebt sich auf logischen Fundamenten. Die Stücke am Schluß hingegen meiden das Schema, lehnen sich bewußt auf gegen das Besänftigte, Gebändigte, Ausgewogene. Kurze Zeilen wechseln mit weitgespannten ab, daktylische mit jambischen Gliederungen, reimlose Verse mit Spontanreimen. Ebenso sprunghaft verfährt hier die sinnerschließende Phantasie: sie rafft entlegene Bilder zusammen, bietet bestürzende Korrelate auf und wagt kühne Metaphern.

An diesem Spannungsbogen haben auch die übrigen Gedichte teil. Auf den „Tutzinger Gedichtskreis", den ein nicht Ruhe gebendes metaphysisches Fragen und Suchen durchbebt, folgen eigenwillige, zumeist stark zeitgebundene Balladen. Das beste Stück, „Die Kinder dieser Welt" überschrieben, entledigt sich aller Fesseln und gibt einem unschuldigen, im Tonfall leicht an Brecht orientierten Phantasieren Raum. Den Balladen schließt sich die Folge „Sizilischer Herbst" an — eine Reihe freirhythmischer Gebilde, darunter die herrlichen Verse der „Karte von Sizilien". Hier wie auch in vielen Einzelgedichten werden die klassischen Stätten des Abendlandes angerufen: Segesta und Palermo, Parthenope und Rom. Das Licht des meerbeglänzten Südens weckt die hingesunkene Götterwelt. Zu den unsterblichen Mythen treten die Taten und Leiden der Geschichte. Alles Vergangene aber umgürtet ein hartes, scharfrandiges Heute:

„Der Sturm hat die Kabel zerrissen in der
Stadt Agrigent.
Glühend leben die Toten."

Die Einsichten und Entscheidungen, von denen die neuen Gedichte künden, werden mit männlicher Unerschrockenheit vorgetragen. Die Fragwürdigkeit, die Bodenlosigkeit unseres Daseins, hier kommen sie zur Sprache, verzweifelt, erbittert, von einer verwundeten Stimme hervorgestoßen. „Ich Treibholz aus dem Lande Unbekannt" heißt es einmal. Und an einer anderen Stelle: „Mein Bruder ist nicht mehr mein Bruder." Auf die Frage nach dem Grund unserer Pein gibt die Dichterin zur Antwort:

„Wovon wir leben, nicht vom Brot allein . . .
Woran wir sterben
nicht am Tod allein."

Das ist eine christliche Entgegnung, die den ästhetischen Schein ebenso meidet wie den erbaulichen Trost. Der Mensch wird auf unaufhebbare Wahrheiten verwiesen — auf das Wort, welches unser Heil ist. Die lebenerhaltende Gnade hat ihren Platz *vor* der zum Tode führenden Schuld. Heißt das nicht, daß unsere Unverlorenheit von Anbeginn verbürgt ist? In den letzten Versen des Bandes wird an die Taube erinnert, die immer wieder erscheint, „den Ölzweig im Schnabel": jene Botin, die uns von Gottes nie endender Bereitschaft zur Versöhnung Nachricht bringt.

Heinz Piontek

BERICHTE

NOCH NICHT MÜNDIG fühlen sich viele Jugendliche, die aus der sowjetisch besetzten Zone nach Westdeutschland geflüchtet sind. Sie fühlen sich unsicher und ungeübt in einer Gesellschaftsordnung der Freiheit. Dieses Gefühl nimmt zu, je tiefer die geistige und wirtschaftliche Kluft zwischen beiden Teilen Deutschlands wird und je stärker sich insbesondere das wirtschaftliche und politische Leben der Bundesrepublik differenziert. „Wir sind noch Materialisten durch und durch", sagte ein junger Student während einer Tagung für jugendliche Flüchtlinge aus der DDR in *Bad Boll*. „Wir können nichts dafür, wir sind ja so erzogen worden. Schließlich findet man sich damit in der Welt auch leichter zurecht." Die Jugendlichen bemühen sich darum, diese Unmündigkeit zu überwinden. Sie empfinden die Freiheit in sehr ursprünglicher Weise als eine schwere, aber verlockende Aufgabe. Sie sind andererseits tief betroffen davon, wie gering die westdeutsche Jugend von der Freiheit denkt. Die Jungen und Mädchen, die von drüben kommen, finden es unbegreiflich, daß westdeutsche Kameraden sich darüber wundern, daß man um der Freiheit willen Elternhaus und Arbeitsplatz aufgeben kann — „wo es euch doch materiell nicht schlecht ging!" Eine wieviel tiefer wurzelnde Unmündigkeit unserer westdeutschen Jugend tritt hier zutage — eine Unmündigkeit, die die Sattheit des Wirtschaftswunders erzeugt hat!

Die jugendlichen Flüchtlinge suchen Freunde und Kameraden, sie suchen das Gespräch und die Einübung in die Freiheit. Sie wissen, daß das Hineinwachsen in die neue Welt nur gemeinsam gemeistert werden kann. Aber ihren Erzählungen ist zu entnehmen, daß ihnen ihre Bemühungen nicht gerade leicht gemacht werden. Besonders die Schüler und Studenten klagen über menschliche Kontaktschwierigkeiten. „Man will sich nicht mit uns unterhalten." — „Was wir von drüben erzählen, hält man einfach für Märchen, man glaubt uns nicht." Das Erschrecken darüber, daß die westdeutschen Jugendlichen sich einfach nicht vorstellen können, was die Altersgenossen in Ostdeutschland erleben, spricht aus diesen Sätzen.

Zur menschlichen kommt die berufliche Enttäuschung: daß das Reifezeugnis der Zone im Westen nicht anerkannt wird, weil es den Anforderungen, die die westdeutschen Hochschulen an die Studenten stellen, nicht entspricht, können diese jungen Menschen nicht begreifen. „Das Reifezeugnis jedes Ausländers wird anerkannt. Nach dem Ungarnaufstand hat man die ungarischen Studenten mit offenen Armen empfangen. Sie durften sofort studieren. Wir müssen das Abitur noch einmal machen."

Die berufstätigen jungen Leute finden sich schneller zurecht. Es werden große Anstrengungen gemacht, sie nach ihrer Ankunft so rasch wie möglich an gute Arbeitsplätze zu vermitteln. Sie verdienen hier im Westen allgemein weniger. Auch war die selbstbewußte Feststellung zu hören, es werde drüben besser gearbeitet, rascher und zuverlässiger. Einer sagte: „Man ist drüben haushoch überlegen!" Das materielle Abwägen zwischen hüben und drüben führt in den Augen dieser jungen Arbeiter zu keinem eindeutigen Ergebnis. Aber in einem Punkt sind sie einig: „Hier ist man ein freier Mensch. Endlich sind der Zwang und die Angst weg. Und deshalb würde keiner von uns mehr zurückgehen."

Freilich hat die Freiheit ihre Schwierigkeiten. Die Berufswahl bereitet vielen Sorge. Wenn sie herüberkommen, sind sie durchschnittlich 18 Jahre oder älter. Dann werden sie meistens als Lehrlinge nicht mehr eingestellt. Das bedeutet in den allermeisten Fällen, daß sie in dem Beruf bleiben müssen, den sie drüben — hochspezialisiert! — gelernt haben. Das ist bei vielen unter starkem Druck geschehen, und sie möchten jetzt eigentlich in den Beruf überwechseln, von dem sie immer geträumt haben. Das gelingt oft nicht. „Man sollte uns mehr entgegenkommen hinsichtlich unserer persönlichen Berufsneigungen." Das stößt auf Hindernisse, die teils auf finanziellem Gebiet liegen, teils in der geringen Nachfrage nach dem betreffenden Beruf begründet sind. Der Arbeitseinsatz und demgemäß auch die Ausbildung ist drüben viel stärker spezialisiert. Nicht alle Berufswege, die drüben vorgesehen sind, sind in der Bundesrepublik realisierbar.

Einer der Jungen sagte etwas Nachdenkenswertes: „Es gibt ja auch die Möglichkeit, sich anzufeuern. Auch den Beruf kann man lieben, zu dem man vielleicht gezwungenermaßen gekommen ist. Man muß sich vornehmen, etwas Gutes darin zu leisten. Dann hat man eines Tages auch den aufgezwungenen Beruf gern." Eine sehr hintergründige Erkenntnis war damit — vielleicht unbewußt — ausgesprochen: viele sind an irgendeinem Punkte ihres Lebens zu einem Beruf „genötigt" worden, und es mag ein gewisser Trost darin liegen, daß in dieser Welt nicht alles organisiert werden kann, auch nicht die „richtige" Berufswahl. Daß das Ja zum Beruf immer ein Ja zur individuellen göttlichen Führung einschließen muß, ist eine Erfahrung dieser jugendlichen Flüchtlinge, um die man sie beneiden muß.

Werner Simpfendörfer

VERANTWORTUNG FÜR DIE FREIZEIT. Eine eigenartige Sorge taucht schon seit einiger Zeit im Windschatten des technischen Fortschritts auf: Nachdem Generationen der Arbeiterbewegung ihre ganze Leidenschaft im Kampf um mehr freie Zeit für den arbeitenden Menschen verzehrt haben, beginnt sich dort plötzlich die reziproke Frage in den Vordergrund zu spielen: Wie wird der Mensch mit seiner Freizeit fertig? Daß der Deutsche Gewerkschaftsbund bei seinen letztjährigen Ruhrfestspielen diese Frage in den Mittelpunkt stellte, deutet darauf hin, wie dringlich sie ist.

Schon seit einigen Jahren befaßt sich der Deutsche Sportbund mit diesem Problem. Dort wurde der Gedanke geboren, ein „Deutsches Freizeit- und Erholungswerk" zu schaffen. Allerdings stand dieser Plan von vornherein unter einem gewissen Zwielicht. Zunächst wurde der Eindruck erweckt, man wolle eine Mammutorganisation auf die Beine stellen, die über das ganze Bundesgebiet hinweg Freizeitunternehmungen ins Leben rufen, steuern und vor allem auch finanzieren sollte. Um dafür eine wirkungsvolle Basis zu schaffen, wurde versucht, alle wesentlichen Spitzenverbände, die für die Gesellschaftsordnung Westdeutschlands repräsentativ sind, für diese Gründung zu gewinnen — Gewerkschaften und Industrieverbände, kommunale Organisationen und nicht zuletzt auch die Kirchen. Man verheimlichte nicht, daß die amerikanische National Recreation Association mit ihren über 25 000 Recreation Centres für dieses deutsche Vorhaben Pate stand. Offensichtlich dachten die Initiatoren daran, auch in Deutschland Volksparks zu schaffen, die neben Möglichkeiten zur Erholung auch Anregungen zur musischen und geistigen Weiterbildung geben sollten.

Bei aller Anerkennung für die großzügig eingeleitete Planung machten sowohl die Bundesregierung als auch die Kirchen ein Bedenken geltend, das sich auf die organisatorische Form richtet. Man lehnte von vornherein jene Bestrebungen ab, die dieses Freizeitwerk zu einer Groß-Finanzierungs-Aktion entwickeln wollten. In erster Linie faßte man dabei die Gefahr ins Auge, daß auf dem Weg über die Finanzierung bestimmte Machttendenzen auf das Freizeitwerk einwirken könnten. Obwohl es zweifellos durchaus lautere Absichten waren, die zu dieser Initiative führten, war doch zu befürchten, daß im Lauf der weiteren Entwicklung einseitig orientierte Gruppen von Geldgebern einen maßgebenden Einfluß gewinnen könnten. Diese Befürchtung lag schon deshalb nahe, weil in den ersten Entwürfen eines Statuts nicht nur von organisatorischen Anregungen, sondern auch von der Förderung geistiger Interessen die Rede war. Das weckte bei manchen Kritikern die Erinnerung an „Kraft durch Freude" — also an den Versuch, durch eine von oben gesteuerte und von bezahlten Betreuern getragene Massenorganisation die Freizeit des modernen Menschen „in den Griff" zu bekommen.

In einer Reihe von Verhandlungen ist es dann schließlich gelungen, diese Befürchtungen auf ein Mindestmaß zu reduzieren. Der Plan, einen großen Geldfonds anzulegen, wurde zu den Akten gelegt. Statt dessen trat eine andere Tendenz in den Vordergrund: in einem „Kuratorium für Freizeit und Erholung" ein geistiges Zentrum zu schaffen, das in erster Linie durch groß angelegte Aufklärung einer sinnvollen Freizeitgestaltung größere Popularität verschafft und zugleich durch praktische Anregungen und Vorschläge die Einrichtung von Freizeitunternehmungen und Erholungsstätten (z. B. Schwimmbädern) fördert.

Diese Bedingungen wurden am 7. Februar in einem Gespräch bestätigt, an dem sich auch evangelische Verbände beteiligten.

Es wird nun vor allem darauf ankommen, daß diesem breit angelegten Unternehmen konstruktive Ideen zugeführt werden. Der Christenheit in Deutschland öffnet sich hier eine bedeutsame Aufgabe. Sie muß an dieser Verantwortung für die Gesamtheit teilhaben. Sie muß Antworten geben können auf die Frage, wie denn der an seiner Mündigkeit krank gewordene Mensch den Raum seiner freien Zeit sinnvoll füllen kann. Es gibt schon etliche modellartige Versuche im Bereich der Jugendarbeit und der Arbeiterschaft, die interessante Ansätze geschaffen haben. Sie müssen nun weiter ausgebaut werden. Dabei ist es vor allem zu vermeiden, daß engstirniger Pharisäismus und kleinbürgerliche Konvention das Maß angeben. Die hier gestellte Aufgabe muß jene breite Schicht von Menschen im Auge haben, die nicht mehr in der Geborgenheit leben. Gerade sie bedürfen der Initiative von Menschen, die sich mit ihnen zu identifizieren vermögen und die gleichzeitig aus einer konstruktiven Schau heraus stellvertretend für andere Orientierung geben können. In diesem Sinn bietet sich hier ein umfassender diakonischer Auftrag an.

Eberhard Stammler

EUGENE O'NEILLS „FAST EIN POET" ragt wie ein Gebirgsmassiv aus der Steppe der letzten Theatermonate. Wie arm sind wir auf der Bühne doch an Menschen geworden, daß uns dieser elende Kneipenwirt Cornelius Melody wie eine unverhoffte Bereicherung vorkommt! Er war fast ein Poet, sagt O'Neill von ihm, aber er schont ihn nicht, denn Cornelius trinkt, Cornelius macht Schulden, schikaniert seine Frau und läßt seine Tochter die Trunkenbolde bedienen, während er selbst in schmucker Uniform auf seiner Stute ausreitet und immer noch den Major aus der Schlacht bei Talavera spielt, wo er als Dragoner unter Wellington kämpfte und ein Kavalier war mit Weibergeschichten und Duellen. Seitdem sind sechzehn bittere Jahre vergangen. „Was rollt denn in seinen Adern, mein Gott nochmal? Das Blut vom alten Gauner Ned Melody, der eine dreckige Kneipe hatte, nichts anderes!", schreit Nora, seine Frau, in jäher Verbitterung, aber dann unterbricht sie sich entsetzt, „als ob sie Gott gelästert hätte", denn sie liebt Cornelius.

„Fast ein Poet" ist ein großes Drama der Lebenslüge, ein Drama der Entlarvung demnach, doch weiß O'Neill, daß beinahe jeder Lebenslüge ein Hauch von Poesie anhaftet. Er hat tiefes Erbarmen mit seinem Cornelius Melody, während er ihn hart aus dem Gespinst der Lebenslüge reißt und in seine erbärmliche Wirklichkeit stellt. Der Major von Talavera ist dem Kneipenwirt unter der Hand gestorben. Melodys Tochter Sara, die ihren prahlerischen Vater verachtete, verbirgt ihr Gesicht schluchzend an der Schulter der Mutter und sagt: „Aber warum weine ich, Mutter? Warum trauere ich um ihn?" So ergeht es auch dem Zuschauer im Parkett, es ist ihm nach Tränen zumute, Tränen um den Major Cornelius Melody, dessen Leben eine einzige Lüge war, aber diese Lüge machte ihn fast zu einem Poeten. Und jetzt ist da nur noch ein elender Kneipenwirt. Nora freilich liebt ihn, gerade jetzt, wo er sie endlich braucht, entblättert von jeder Lüge, ein nackter Mensch.

Ein Gebirgsmassiv in der Steppe, die sonst nur Disteln und übelriechende Pilze zum Vorschein gebracht hat. Neuerdings gehört es zum guten Ton, mit allem Ernst, dessen deutsche Bühnen fähig sind, die Scharlatanerien von *Eugène Ionesco* als Theaterstücke aufzuführen. Man kommt sich dabei sehr avantgardistisch vor und erfindet die verwegensten Formulierungen, um nur ja nicht den Anschluß nach vorne zu verlieren. Vom „Lallismus der Dialoge" über das „Wortballett" gelangt man mühelos zum „elektronischen Theaterstück" und merkt vor lauter modernistischer Ereiferung gar nicht, daß Herr Ionesco sich mit seinen intellektuellen Späßen in der Tür geirrt hat. Sie gehören ins Cabaret und stammen dort auch her. Inzwischen hat Ionesco sich sogar selbst auf die Bühne gebracht. „Impromptu" heißt das Stück, das angeblich von einem Hirten handeln soll, der ein Chamäleon küßte. Tatsächlich jedoch rauft sich Herr Ionesco persönlich auf der Bühne mit drei Theaterwissenschaftlern und Kritikern, die er in dermaßen albernen Karikaturen präsentiert, daß es einem weh tut um das Geld für die Theaterkarte. In schrägen Lokalen nennt man so etwas Nepp, wiewohl sie nicht subventioniert werden.

„Wenn es also Avant-Garde gibt, so nur dann, wenn sie keine Mode ist", hat Eugène Ionesco gesagt. Jetzt ist er Mode, jedenfalls in Deutschland, und auf bestem Wege, eine bedenkliche Epidemie auszulösen. Wann wird sich das Publikum zur Wehr setzen?

Aber ach, leider stammen einige der elektronischen Formulierungen zum Fall Ionesco, die wir eben zitierten, aus der „Theaterrundschau" der christlichen Theatergemeinden! Es scheint zum Publikum der Schönen Künste unsrer Tage zu gehören, daß es danach verlangt, zum Narren gehalten zu werden. Inzwischen bekam man ausgerechnet in Köln die deutschen Ionesco-Späße des dreißigjährigen Malers *Günter Grass* unter dem Titel „Onkel, Onkel" vorgesetzt, ein Theaterstück, das sich mit mühsam versteckter Lüsternheit an die jeweiligen Spezialitäten eines Lustmörders hält. Das schlimmste an dieser unsauberen Geschichte ist die Tatsache, daß sie nicht ohne Begabung geschrieben wurde. Denn Begabung, so meinte man früher einmal, verpflichtet.

Sogar ein so schätzenswerter, kluger und zuchtvoller Autor wie *Max Frisch* hat es sich jüngst nicht verkneifen können, am Grab des Theaters mitzuschaufeln. Sein Sketsch „Die große Wut des Philipp Hotz", der zusammen mit seinem Hörspiel „Herr Biedermann und die Brandstifter" im Schauspielhaus Zürich Uraufführung hatte, ist beinahe schon weniger als Cabaret, denn das Cabaret würde ihm diesen Sketsch um eine verhinderte Ehescheidung voraussichtlich auf fünf Minuten zuspitzen, und selbst dann wäre er nicht gerade originell. Am Tag vor der Premiere stand auf dem Spielplan des Schauspielhauses Zürich „Fast ein Poet" von O'Neill, am Tag danach Shakespeares „Richard III". Gründlicher konnte man die augenblickliche Fallsucht des deutschen Theaters in die Eintagsspäße des Cabarets kaum demonstrieren.

Wie ein Gebirgsmassiv ragt O'Neills „Fast ein Poet" aus der Steppe der letzten Theaterpremieren. Gegen Ionesco und seine Nachäffer bietet O'Neill uns einen neuen, wenn auch sicher nicht ästhetischen Maßstab, Liebe zum Menschen nämlich. Es scheint beinahe so, als wäre sie, diese Liebe zum Menschen, eine unerläßliche Voraussetzung für den Dramatiker, denn die Kunst, mit der O'Neill das Thema der Lebenslüge in den anderen Gestalten seines Dramas abwandelt und abschattet, erhebt ihn wirklich bergehoch über alle dramatischen Versuche und Neppereien, die uns sonst während der letzten Monate auf deutschen Bühnen vorgekommen sind. Heinz Beckmann

RANDBEMERKUNGEN

Die Frau im technischen Zeitalter

1

An einem Morgen im Frühjahr 1943. Die Feuerwalze, die eine halbe Stunde lang in der vordersten Palisadenstellung gewütet hat, schiebt sich weiter nach hinten in den Hochwald hinein, um die rückwärtigen Verbindungslinien zu unterbrechen. Aus dem milchigen Nebel, der über der Sumpflandschaft lagert, tauchen graugrüne Gestalten auf. Sie laufen mit einem merkwürdig hellheiseren „Hurräh" in das aufprasselnde massierte Abwehrfeuer hinein, stolpern, taumeln, sinken zusammen, wälzen sich auf dem Boden. Stöhnen und fremdsprachige Kommandorufe in Sopran und Alt klirren durch den Vorfrühlingsmorgen. Das infernalische Sägen der Maschinengewehre fängt an zu stottern, tropft spärlich, reißt ab.

„Warum schießt du nicht, Idiot", schreit der Zugführer den neben ihm im Palisadenstand kauernden MG-Schützen an. Er ist zweiunddreißig Jahre alt, unverheiratet. Sein Gesicht ist bartstoppelig, übernächtigt und verzerrt.

„Aber das sind doch Frauen", ruft der MG-Schütze zurück. — „Na und?" krächzt der Zugführer. „Sollen wir uns massakrieren lassen?" Er reißt dem zögernden MG-Schützen die Waffe von der Schulter, schiebt ihn weg, läßt sich auf die Knie nieder und visiert in den Nebel hinein, aus dem immer mehr schreiende, graugrüne Gestalten auftauchen. Ein neuer Feuerstoß sägt die ersten zusammen.

Damit ist der Bann gebrochen. Die Männer nehmen ihr Handwerk wieder auf. Das Feuer massiert sich wieder.

Als die Sonne wie ein großes, mattgoldenes Tor durch die Nebelschleier schimmert, ist das mit mageren Büschen, Sumpfgras und Hahnenfuß bestandene Vorfeld mit toten und verwundeten Frauen besät.

2

Ein anderes Bild. Das große Tanzorchester setzt ein. Drei Dutzend Geigen schmeicheln sich in die Herzen des Publikums. Der Bühnenvorhang öffnet sich mit methodischer Langsamkeit. Im Hintergrund der Bühne wird ein Wolkenkratzer-Panorama mit strahlenden Fensterreihen sichtbar. Dann übernehmen die Saxophone das Thema, das Schlagzeug unterstreicht mit spektakelnden Synkopen den Foxtrott-Rhythmus. Lächelnd und leichtgeschürzt tanzt die lange Kette der Glamourgirls auf die Bühne, um eine beschwingte Choreographie vorzuführen.

Ein weitverzweigtes Geäst von spielerischen Gesten, ein perfektioniertes kollektives Reizschema, Erotik mit Parfümzerstäubern, eine sauber präparierte Sexparade des Pin-up-Fußvolks, dem sich bald der Star zugesellt, der mit artistischen Einlagen die große Show würzt und die Blicke der Zuschauer mit magischer Macht auf seine mit dem Zentimetermaß ausgemessenen Reize lenkt.

„Ist sie nicht toll?", fragt Normalverbraucher M., der im Parkett sitzt, seinen Nebenmann. „Welche?" fragt der zurück. „Die Dritte von links", sagt Herr M.

3

Mit diesen beiden Beispielen ist der Lebensraum der Frau im technischen Zeitalter nicht ausgemessen. Zwischen den Extremen breitet sich die breite Landschaft des normalen, alltäglichen Lebens zwischen Küche und Büro, Fabrikraum und Kino, Haushalt und Familie. Dort ist die Frau Beamtin, Angestellte, Arbeiterin, Direktrice, Hausfrau, Tochter, Schwester und Mutter. Dort ist die Fassade zweifellos seltener maßgebend — die Extreme schleifen sich ab, das Leben geht seinen eigenen Gang. Nicht nach den Extremen kann man Leben und Schicksal der Frau in der technischen Landschaft beurteilen.

Trotzdem ist gerade in diesen Extremen etwas vom allgemeinen typischen Lebensstil sichtbar, dem die Frau in der technischen Landschaft sich fügt. Der Raum ihrer Entfaltung ist abgesteckt — in anderer Weise als früher und sicher auch ganz anders, als die Suffragetten es sich dachten.

Die schlichte Phänomenologie des Weiblichen in der Struktur der modernen Massenwelt ergibt vielschichtige Bilder.

Es ist zu einfach, zu behaupten, daß der ursprüngliche Lebenskreis der Frau zurückgetreten sei, weil die Familie als Kulturträger fragwürdig geworden ist. Es ist sicher auch zu einfach, das heutige Wesen der Frau nach den Formen zu beurteilen, in denen sie lebt. Im Untergrund bleibt allemal der Mensch — er drückt sich aus in den Möglichkeiten, die in der Epoche vorhanden sind. Er wird auch in diese Möglichkeiten von außen und oben hineingezwungen — sein Glück und Unglück resultiert aus diesem Widerspiel von unmerklichem Zwang und oft unbeachteter und ungewußter Freiheit.

Flintenweib und Cover-Girl sind keine Typen — das übersehen die Soziologen oft, die nach dem bloßen Augenschein messen. Es sind Rollen, leere Formen menschlicher Verwendung, Ausbeutung und auch Knechtschaft, deren Inhalt der eigentliche Mensch ist, der durch die Masken und die Gitterstäbe der Epoche blickt. Wenn es einen zeitgenössischen Gesellschaftsroman in der klassenlosen, nivellierten Mittelstandsgesellschaft gäbe, so müßte er den wunden Punkt zwischen dem natürlichen Typ und der geforderten Rolle aufzeigen, das Scheitern des Menschen an den von ihm selbst kollektiv geschaffenen oder jedenfalls mitbewirkten Lebensrollen.

Das menschliche Leben der Frau in der heutigen Gesellschaft bildet sich nicht im Covergirl oder im Flintenweib ab. Das sind die schon schicksalhaften und maskenhaften Formen, hinter die man gehen muß, um zum Eigentlichen zu gelangen. Das tragische Symptom dieser Gegenwart ist, daß es den Menschen in dieser Welt der Maschinen schwer, oft unmöglich ist, ihre wechselseitigen Beziehungen von sich aus zu bilden, auf humane Weise miteinander zu verkehren.

Die notwendige Desillusionierung zeigt, daß hinter der leeren Form des Flintenweibs ebenso der leidende und durchaus von seinem Tun nicht begeisterte Mensch lebt wie hinter der perlmutternen Fassade des Glamourgirls und des Stars. Das standardisierte Make-up kann ebenso eine Maske sein wie das verzerrte Gesicht der Hundertmeter-Läuferin oder das verchromte Lächeln des Striptease-Girls.

4

Es ist sehr schwierig, hier bis zu jenem Punkt vorzustoßen, an dem das Ewigweibliche als Urphänomen des Menschlichen sichtbar wird. Der Mensch verhüllt sich, vielleicht in diesem Jahrhundert, das mit einem wütenden Ansturm gegen Konventionen begann, mehr als in anderen Zeiten. Er ist im Grunde unglücklicher und unbefriedigter als vor fünf Jahrzehnten. Er ging nach neuen Formen aus und entdeckte, daß sie weit beschwerlicher, unschöner und unglücklicher sind als die alten. Das Ritual des klassenlosen Lebens ist komplizierter als das alte. Es fordert unermüdliche Arbeit und eine Askese, von der die Romantiker nicht geträumt haben.

In der einen Welthälfte steht das Leitbild des Politischen im Vordergrund, der Zwang zum Funktionärsein, der alles Persönliche auslöschen will im Schema der unaufhörlichen und absoluten Befehlsausgabe. Er treibt die Frau in den Overall, gibt ihr die Pfosten von Wahlplakaten in die Hand, hängt ihr die moderne Schnellfeuerpistole um den Hals und läßt sie in Zwanziger-Reihen über die großen Aufmarschplätze paradieren, in unweiblicher, verkrampfter Haltung, an Leidenschaften appellierend, die eine roboterhafte Männlichkeit ins Leben rufen.

In der anderen Welthälfte herrscht das große kollektive Gesetz der Konsumtion, das alle Gebiete des menschlichen Lebens ergreift. Auch das Frauliche und Weibliche konnte dem harten Griff des Warenhaften nicht entgehen. Das Cover-Girl, der Mannequin, das große, strahlende Make-up, die absolute Hygiene — das sind die Leitbilder, die aus dem Wesen der Konsumtion erwachsen sind, aus dem Wesen des Konfektionierens des Menschlichen — und gerade der weiblichen Reize und Lebensformen. Was sich für dieses große Unternehmen nicht eignet, wird zurückgedrängt, aus dem Limelicht der Öffentlichkeit gezogen und gesogen.

Die Rede von der Plakatierung des Intimen vergißt, daß nur das Wettbewerbsmäßige, Konsumierbare, Konfektionierbare plakatiert wird. Es gibt in der technischen Landschaft eine andere neue Intimität, in der sich alles das bewegt, was sich den Gesetzen der modernen Industriegesellschaft nicht einfügen will oder gar widersetzt. Im

Blickfang der Öffentlichkeit steht immer das den allgemeinen Strukturen Angepaßte. Was sich nicht in den Formen des industriellen Zeitalters ausdrücken läßt, bleibt verborgen.

Allerdings ist der Trend zur Mache unersättlich — er hat einen großen Teil des Weiblichen an sich gezogen; aber doch nicht das Weibliche selbst. Nicht die Sexualität macht das Weibliche aus. Nicht das Amazonenhafte der Flintenweiber. Auch nicht die auf Flaschen gezogene Sentimentalität der euramerikanischen Filme. Das Pseudolächeln der Plakatgesichter kennt nur die glückliche Liebe, die kleine und sehr wohlgeratene Familie mit strahlend gesunden Kindern. Wir haben die Frau am Steuer von Maschinen im Blick, das unermüdliche, berserkerstarke Amüsiermädchen — die Frau im Beruf, die mit ihren Reizen strahlende Frau, vielleicht die erfolgreiche Frau. Es steht zu fürchten, daß die nachwachsenden Generationen sich immer mehr mit diesen Leitbildern identifizieren.

Aufmachung ohne Innenraum, Marionette aus Mode, Kosmetik und einstudierter Geste, unpersönlich, beliebig übertragbar — den Nutzeffekt der Konsumtionsgesinnung selbst auf die Bereiche der Erotik und des Sexuellen übertragend, deshalb zur action directe neigend, hartgesotten und sentimental — so scheint sich das Volk der Teenager um den Atlantik herum zu produzieren. Es scheint mit der Askese einverstanden, die das Zeitalter der großen Konsumtion fordert, scheint bereit zu sein, die notwendigen Verdrängungen vorzunehmen, um sich in das geltende Schema einzupassen. Der den Schwindel durchschauende Geist, die Kenntnis und Kunst des richtigen und ehrlichen Gefühls scheinen abhanden zu kommen. Schon sehen wir die lemurenhaften Schreckbilder von Nur-Rollen-Menschen über die Schwelle des Atomzeitalters wandern, um die Ecke der Automatisierung biegen. — Schon scheint es möglich zu sein, auch in der Literatur auf die persönliche, typische Charakterisierung zu verzichten und statt dessen den Menschen nach seinen Lebensrollen zu benennen und auszudrücken. Damit wäre auch das Weibliche fort. Das Schema würde vollends herrschen. Aller Duft und Zauber des Fraulichen wäre verflogen.

Zweifellos beherrschen heute Tendenzen dieser Art das Leben der Frau ebenso wie das des Mannes. Die natürlichen Unterschiede verwischen sich — die Gleichberechtigung in Vergnügen, Sport, Arbeit, Ehe und Politik dient dieser Schematisierung, die vermeintliche Freiheit der Frau schlägt in ihr Gegenteil aus. Ihr Wesen wird in die neue Intimität des Industriezeitalters abgedrängt. Die Beichtstühle des Psychotherapeuten füllen sich, der Prozentsatz an Neurosen steigt. Der Hang zum Dionysischen wächst in gleichem Maße. Das Zeitalter verlangt dann nach dem großen Abreagieren.

Das Theater vermag die großen Spannungen des Publikums nicht mehr abzutragen. Die Wirklichkeit wird zum Theater, die Spannungen verwandeln sich in politisches Getöse: der große Führer startet unter begeisterten Zurufen der Menge einen Theateroup nach dem andern — bis die Menschheit in Blut und Tränen für einen Augenblick erwacht. Der Mensch wird zum Epiphänomen ökonomischer Gesetze, zum Epiphänomen der großen geschichtlichen Apparatur.

5

In diesem Zeitalter gibt es für die Frau die Möglichkeit zur Anmut nicht mehr oder noch nicht wieder. Wahre Anmut ist mitten inne zwischen Unmut und Mut. Sie ist nicht mehr Unmut, hat das unglückliche Bewußtsein des Lebenszwiespalts nicht mehr — bedarf aber nicht des gespannten, schnellenden, hackenden Muts, weil sie sich geborgen weiß. Heute aber ist die Frau hineingerissen in den Existenzkampf und bedarf dazu des Mutes, und indem sie in die alltägliche Konkurrenz gerät, von ihr gemahlen und zermahlen wird, gerät sie in das Schattenspiel der Schablonen, der unpersönlichen Leitbilder, die der Apparat des fabrizierten Lebens ausstanzt aus dem lebendigen Menschenmaterial. Wählt sie aber eine dieser Schablonen — der Not gehorchend —, so ist sie aus dem Paradies ausgeschlossen, aus dem Bereich der Familie und der auf die Familie aufbauenden Kultur. Sie wird nie das Gefühl verlieren, das Eigentliche hier auf der Erde notwendig zu versäumen.

Die Öffentlichkeit wird beherrscht von den Konsumtionsschablonen, nicht vom großen Menschen, schon gar nicht von der

großen Frau. Anderswo mag es noch schlimmer sein. Da mag das Flintenweib die Podeste gipserner Denkmäler zieren statt der Musen und Grazien. Aber auch so ist es schon schlimm genug. Und es könnte sein, daß dieser Verlust unbemerkt hingenommen wird, — wie so viele Verluste hingenommen werden.

Solange der Mensch sich nach echter, aus sich selbst entfalteter Größe sehnt, ist die irdische Hölle allerdings noch keine geschlossene Gesellschaft. Die „höhere Tochter" ist sicher kein Leitbild guter Erziehung — das Glamourgirl mit seiner auf Flaschen gezogenen und des Reglements bedürftigen Erotik allerdings noch weniger.

Wir könnten sagen, wir müßten eine Königin haben. Aber die Könige sind heutzutage auch nurmehr Aushängeschilder, die sich eifrig mühen, als Normalverbraucher in Sitten und Weltgefühl zu gelten — das scheint ihnen eine ihrer höchten Pflichten. Es besteht der lebhafte Drang nach unten.

Das große Hindernis für die Überwindung der Gefahren einer technisierten Welt liegt in den Bedürfnislosen mit groben Tentakeln und stumpfen Wünschen, denen der Klamauk genügt, die geduldig hinnehmen, was ist — den Konformisten, die der Kleinheit des kleinen Mannes die Herrschaft überlassen möchten. In dieser Atmosphäre gedeiht das Weibliche nicht, in ihr regiert die kleine Vernunft, der die große Anmut fehlt.

Zwischen den Extremen aber auch, zwischen den Schreckbildern von Flintenweib und Sexbombe, zeichnet sich mehr und mehr eine menschliche Aufgabe ab. Sie ist nicht — wie so oft — politischer Natur. Sie ist nicht eigentlich von oben zu organisieren oder gar zu lösen. Im Gegenteil.

Bruno Pohl

Der Sturm auf dem Meere

Der Maler *Herbert Heinisch* wurde am 14. März 1932 in Deutsch-Liebau geboren. Heute ist er Meisterschüler von Professor Burkhart an der Städelschule in Frankfurt am Main. Ihm ist es trotz seiner Jugend schon gelungen, sich einen kleinen Freundeskreis zu erwerben. Vor kurzem hatte er in Fulda ausgestellt; auf dem Evangelischen Kirchentag 1956 in Frankfurt war seine Lithographie „Ecce homo" zu sehen, die durch ihre stille Eindringlichkeit auffiel; zur Zeit werden einige seiner Arbeiten in der erfreulichen Ausstellung der Deutschen Gesellschaft für Christliche Kunst: „Religiöse Kunst aus der Städelschule" in München gezeigt.

Man kann den jungen, besinnlichen Künstler im wahrsten Sinne des Wortes als christlichen Maler bezeichnen. Es sind nicht nur äußerlich formale Dinge, die ihn bei der Gestaltung seiner biblischen Themen beschäftigen. Schon ein kurzes Gespräch mit ihm läßt erkennen, wie sehr es ihm auf die Verkündigung ankommt. Er will nicht nur illustrieren, sondern durch seine Bilder deutend zum Künder des Wortes werden. Immer wieder greift er zum „Buch" — wie er die Heilige Schrift nennt — und bemüht sich um die Erkenntnis. Dieses Suchen kennzeichnet auch seine Arbeitsweise. Wieder und wieder überarbeitet er seine Bilder, bis er eine befriedigende Lösung gefunden hat.

Eines seiner schönsten Bilder ist die Darstellung „Der Sturm auf dem Meere" (84 zu 65 cm, 1955). Die zwölf Jünger befinden sich mit Christus in einem kleinen Boot. Die eine Gruppe drängt sich um den Mast und die andere hat sich im hinteren Teil des Schiffes versammelt. Alle Gesichter sind von der nackten Angst gekennzeichnet. Nur Christus liegt unberührt von dem tobenden Sturm schlafend im Boot. In der großen Lebensangst legt einer von den Zwölfen seine Hand auf die Schulter des Herrn und ruft ihm — indem er seine andere Hand an den Mund hebt — die Worte zu: „Meister, fragst du nicht darnach, daß wir verderben?" Dieser Schrei des einzelnen für alle die anderen in der Unsicherheit des Schiffes ist der Mittelpunkt des Geschehens. Die noch nicht im Glauben Gefestigten rufen in ihrer Angst den Einzigen, dessen Ruhe und Gelassenheit sie geradezu erschreckt. Sie fühlen sich dem Unwetter preisgegeben und haben ihr Vertrauen zu der Nußschale, in der sie sich befinden, verloren. Über ihnen flattert hilflos das Segel und ringsum umgibt sie drohend das Wasser. Alles im Bilde strebt nach Vereinfachung, ohne daß die Situation dadurch unklar würde. Im Gegenteil: Gerade durch die Abbreviatur des Gegenständlichen wird das Wesentliche deutlich. In dieser Hinsicht knüpft Herbert Heinisch an die Tradition des hohen Mittelalters an.

Paul Eich

Zwiesprache

Ulrich Gotthelf *Fick*, dessen Stellungnahme zu den Auseinandersetzungen über die Errichtung eines zweiten Fernseh-Sendernetzes auf Werbebasis wir im Leitartikel dieses Heftes zur Diskussion stellen, ist Landespfarrer für Rundfunk und Fernsehen in der Württembergischen Landeskirche. Wer durch seine Ausführungen angeregt wird, sich auch über die katholische (und in vielen Punkten gemeinchristliche) Meinung über das Fernsehen zu unterrichten, sei auf den von Karl *Becker* und Karl-August *Siegel* herausgegebenen Sammelband „Rundfunk und Fernsehen" verwiesen (Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M. 1957, 371 S., Ln. 10,80 DM). Er enthält eine ausführliche Darstellung der katholischen Rundfunk- und Fernseharbeit und der einschlägigen allgemein interessierenden Probleme sowie eine Dokumentation katholischer kirchlicher Worte über Radio und Fernsehen und einiges statistisches Material. Besonders beschäftigt er sich auch mit den Fragen, die sich aus der Mitarbeit der Kirche an diesen neuen Kommunikationsmitteln ergeben und mit der Übertragung von Gottesdiensten und sonstigen kirchlichen Sendungen zusammenhängen. Dem Aufsatz des Kölner Publizisten Anton Böhm „Versäumnis und Aufgabe — Die Verantwortung der Intellektuellen für das Fernsehen" entnahmen wir die Lesefrucht auf Seite 296.

Professor Adolf *Köberle*, der zu diesem Heft den Aufsatz über die Frage der Glaubensheilungen beisteuerte, hat soeben im Furche-Verlag einen Band mit Predigten herausgebracht, die er als „Frühprediger" in der Tübinger Stiftskirche gehalten hat („Die Einladung Gottes", Hamburg 1958, 236 S., Ln. 12,80 DM). Köberle ist davon überzeugt, „daß das biblische Wort der Wahrheit, wenn es nur klar und seelsorgerlich lebendig dargeboten wird, in sich selbst die Kraft besitzt, durch seinen herrlichen und machtvollen Gehalt, die Herzen der Menschen für Gott zu gewinnen, daß es darum nicht notwendig ist, jede Predigt mit einem wahren Trommelfeuer von seelischer Erregung und Erschütterung zu beschließen". Die dargebotenen Predigten bestätigen seine Worte auf das schönste.

Aus den „Neuen Gedichten" der Marie Luise *Kaschnitz* (Claassen Verlag, Hamburg 1957) haben wir auf Seite 323 den größten Teil derjenigen Stücke abgedruckt, die Heinz *Piontek* in seiner Besprechung auf Seite 351 besonders hervorhebt.

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland hat sich soeben eingehend mit dem Thema „Kirche und Erziehung" beschäftigt. Der Kommentar von Professor Hans *Bohnenkamp* über „Die Schule in der industriellen Gesellschaft" ist ein Auszug aus einem umfangreichen Referat, das der Verfasser am 7. Januar 1958 vor dem vorbereitenden Ausschuß der Synode gehalten hat. Das in diesem Heft abgedruckte Stück faßt Bohnenkamps Ausführungen über die Kindergärten, den Ausbau der Volksschule und die Tagesheimschulen zusammen; später wollen wir noch eine für den Druck bearbeitete Fassung der Abschnitte seines Referats über die Probleme des Mittelbaus und der weiterführenden Schulen bringen. — Der „Verantwortung der Familie für die christliche Erziehung" ist der Bericht gewidmet, den die Kommission für Erziehungsfragen des *Lutherischen Weltbundes* der Vollversammlung in Minneapolis 1957 vorlegte (110 S., zu beziehen durch die Geschäftsstelle des deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes in Hannover-Herrenhausen); aus ihm stammt die Lesefrucht auf Seite 334. Zw./DNF.

Mitarbeiter: Professor Dr. Hans Bohnenkamp, Osnabrück, Schloßwall 67 / Pfarrer Ulrich Gotthelf Fick, Stuttgart-S, Römerstr. 49 / Professor Dr. Adolf Köberle, Tübingen, Ob dem Viehweidle 10 / Pastor Friedrich Märkel, Hamburg 13, Sophienterrasse 19 / Studentenpfarrer Johannes Viebig, Erlangen, Friedrichstr. 26